

## Vorwelt I

### - Tonis Geschichte - Pater Bianchi



Unruhe breitete sich in der Klasse aus, kaum dass Pater Bianchi den Raum verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatte. Der Ortsvorsteher des kleinen Bergwerksdorfes machte sich so gut wie nie die Mühe, abzuwarten bis der Unterricht beendet war, wenn er etwas besprechen wollte. Innerlich seufzte der Pater. Der Ortsvorsteher war ein guter Kerl, aber hier oben in den Bergen nahe Vestone war es dieser Tage schwer, einen Mann von Bildung und einer gewissen Intelligenz zu finden. Und wenn man einen fand, dann war es mit Sicherheit ein Atheist. Dieser Umstand war der einzige, der dem Pater hin und wieder sauer aufstieß, seit er um Versetzung gebeten hatte. Rom war nicht gut zu ihm gewesen. Zu viel Armut. Zu viel Kriminalität. Dafür war er einfach zu behäbig. Zu weich, wie ihm seine Vorgesetzten immer wieder gesagt hatten. Aber wie hätte man nicht verzweifeln sollen, angesichts von misshandelten und verwahrlosten Kindern, minderjährigen Huren beiderlei Geschlechts und den beinahe täglich aufgefundenen Opfern von Messerstechereien und anderen gewalttätigen Auseinandersetzungen? Das hatten seine Oberen ihm auch nicht sagen können. Sie hatten sich seine Verzweiflung lediglich fünf Jahre lang angese-

hen und dann beschieden, dass sein Glaube zu schwach war für die Großstadt. Sie hatten ihn aufs Land versetzt und er war froh gewesen. Auch wenn er sich jetzt mit der simplen aber geltungssüchtigen Seele des Ortsvorstehers Costa herumschlagen musste.

«Was gibt es denn?»

Der Pater bemühte sich, sich seine Verärgerung über die Unterbrechung des Unterrichtes nicht anmerken zu lassen und flüchtete sich in einen ruhigen, gelassenen Tonfall, den er sich auch für den Unterricht angewöhnt hatte. Lediglich bei seinen Predigten, vor allem bei der sonntäglichen Messe, erlaubte er sich etwas mehr Leidenschaft.

«Pater, Pater ...»

Der Kopf des Ortsvorstehers war feuerrot.

«... der kleine Da Silva! Die Bengel haben ...»

Der aufgeregte Costa brauchte nicht weiterreden. Das passierte immer öfter in letzter Zeit. Natürlich hatte er bemerkt, dass Tonis Platz heute Morgen wieder einmal leer gewesen war. Bereits das fünfte Mal in den letzten zwei Wochen.

«Haben sie ihn schon wieder an den Ochsen gefesselt?»

Der Ochse war kein richtiger Ochse. Er war eine Statue und so etwas wie das Wahrzeichen des Dorfes. Signore Barbieri, ein Bildhauer, der hier aufgewachsen war, hatte ihn gestiftet, wohl in einem Anfall von altersbedingter Sentimentalität. Man hatte ihn auf dem „Roten Stein“, einem kleinen Felsplateau am Ortsrand des

Bergbaustädtchens aufgestellt, so dass es nun wirkte, als würde er über die kleine Siedlung wachen.

Da war Toni schon beim letzten Mal gefunden worden. So an Händen und Füßen festgebunden, dass sein Kopf zwischen die steinernen Gesäßbacken der Statue gepresst wurde. Der Pater schüttelte traurig den Kopf. Was hatte der Junge nur an sich, dass er die Bosheit seiner Altersgenossen immer wieder auf sich zog?

«So schlimm wie beim letzten Mal?»

«Nee, schlimmer. Ham ihn losgemacht und heimgeschickt.»

«Ich werde heute Abend nach ihm sehen. Vielen Dank, dass Sie mir Bescheid gesagt haben, Herr Costa.»

Ein tiefes, missbilligendes Brummen folgte als Antwort. *Isgutpfaffe*. Dann wandte der Vorsteher sich ab und verließ das kleine Schulhaus. Er war zu Recht unzufrieden mit der Reaktion des Paters, musste dieser sich eingestehen. Diese ganze Sache war nichts, nach dem man mal eben sehen konnte. Irgendwie musste es möglich sein, Tonis Tortur zu beenden. In einem größeren Ort wäre es Toni möglich gewesen, seinen Peinigern einfach aus dem Weg zu gehen. Hier würde das nicht funktionieren.

Zu klein. Zu eng. Knapp zweihundert Seelen. Nur eine Schulklasse.

Der Pater war noch nicht bereit, sich seinen Schülern zu stellen. Ihr Lachen und Kichern verriet ihm, dass sie wussten, was gerade außerhalb des Klassenzimmers passiert war. Dass er ins Bild gesetzt worden war. Es

waren mit Sicherheit die großen Jungs gewesen, die auf Toni losgegangen waren. Zu viel Energie. Es stimmte den Pater traurig, dass sie sich in Gemeinheiten äußerte, und nicht in Fleiß und Strebsamkeit. Sogar mit Sportsgeist wäre er zufrieden gewesen. Er würde sich die vier größten Rabauken nach dem Unterricht vornehmen. Und hoffen, dass sein Status als Dorflehrer und Pfarrer alleine ausreichen würde, um etwas zu bewirken. Mehr hatte er nämlich nicht vorzuweisen.



Die vier saßen vor ihm und zufrieden stellte der Pater fest, dass keiner von ihnen es wagte, zu grinsen. Vier betretene Gesichter, den Blick auf die von Schmierereien und ins Holz gekratzten Obszönitäten verunzierten Platten ihrer Schultische geheftet. Innerlich musste der Pater gegen seinen Willen etwas schmunzeln. Immer dasselbe mit den jungen Kerlen. Dann rief er sich den Ernst der Lage in Erinnerung. Der kleine Da Silva. Mit dem angehenden Mann links außen fing er an. Er baute sich vor ihm auf, setzte die Spitzen seiner etwas zu feingliedrigen Finger nebeneinander auf dessen Tischplatte und begann, stetige, enervierende Klopfbewegungen auszuführen.

«Ich weiß, dass ihr vier das ward. Heute Morgen. Mit Toni. Das kommt mir im Moment ein wenig zu oft vor. Mir ist klar, dass man ab und an mal in einen Streit geraten kann, aber ihr übertreibt es eindeutig. Dass junge Kerle wie ihr sich ab und an mal prügeln, damit ist al-

les völlig in Ordnung. Das ist nicht schön, aber normal. Aber diese Quälereien - das ist etwas ganz anderes. Das ist ... böse. Und ich verwende das Wort nicht, wie man es bei einem Kleinkind verwendet, das seinen Teller nicht leer essen will. Ich verwende das Wort, wie es für Erwachsene verwendet wird. Denn das seid ihr vier in Kürze. Das muss aufhören, ist das klar? Sieh mich an, Luca!»

Den letzten Satz hatte der Pater, bedrohlich flüsternd ausgestoßen, knurrig, und er wirkte auf diese Weise deutlich zwingender auf Luca. Langsam hob der Junge seinen Kopf und bemühte sich, dem Pater in die Augen zu sehen. Ihre Blicke trafen sich, und der des Paters hielt den des Jungen fest.

«Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Wie oft hast du diesen Spruch schon gehört, Luca? Glaubst du, der steht zum Spaß in der Bibel? Oder dass er für alle anderen gilt, aber nicht für dich? Du sündigst!»

Der Pater trat jetzt einen Schritt zurück und entließ Luca aus seinem Blick.

«Ihr sündigt. Ihr macht eure Seelen hässlich. Ihr schadet euch selbst, mit dem, was ihr tut. Wenn ihr schon nicht aus Liebe zum Herrn und den Geboten damit aufhören wollt, dann muss es wenigstens um euretwillen sein. Denkt daran: Wenn euer Tag einmal gekommen ist, und ihr vor den Pforten des Himmels steht, werdet ihr geprüft werden. Ihr habt dann bestimmt schon längst vergessen, was ihr dem armen Jun-

gen angetan habt. Der Herr aber nicht. Nehmt eure Hefte raus.»

Schweigen. Keine Regung.

«Nehmt eure Hefte raus.»

Immer noch keine Regung. Der Pater wusste, warum sie nicht sofort gehorchten. Der Befehl, die Hefte herauszunehmen, implizierte, dass das Nachsitzen noch eine ganze Weile dauern würde. Das wiederum bedeutete, dass sie nicht wie sonst ihren Familien auf den Höfen oder im Haushalt helfen konnten, wie es normalerweise ihre Pflicht war - und den Grund dafür würden sie zuhause erklären müssen. Mindestens Luca und Benno würden dafür eine Tracht Prügel über sich ergehen lassen müssen, so wie er ihre Väter einschätzte. Pietro und Fillipe würden vermutlich etwas glimpflicher davon kommen, aber auch für sie würde es zu Hause sehr unangenehm werden.

«Nehmt eure Hefte raus. Ich sage es nicht noch einmal.»

Endlich gehorchten die Halbstarken. Benno kämpfte mit den Tränen. Die anderen nicht, aber sie bemühten sich so sehr um Unauffälligkeit, darum keinen weiteren Unmut auf sich zu ziehen, dass der Pater wusste, dass sie verstanden hatten, wie ernst ihre Lage war.

«So. Und jetzt schreibt ihr alles auf, was ihr Toni angetan habt. Alles. Dann schreibt ihr auf, warum ihr es getan habt. Dann, wie ihr es wiedergutmachen wollt. Keiner von euch weniger als vier Seiten. Los.»

Vier Seiten waren nicht wenig. Es würde eine Weile

dauern. Der Pater trat zurück und setzte sich auf einen freien Tisch. Fillipe war ein Jahr älter als die anderen drei, und in seinem Blick konnte der Pater einen Anflug von Widerstand erkennen. Er starrte den rebellischen Funken im Gesicht des Jungen nieder, und schließlich begann auch Fillipe zu schreiben. Anfangs kratzten die Füller langsam und unwillig über das Papier, aber nach einer Viertelstunde und nachdem die vier Jungen sich immer wieder verstohlene Blicke zugeworfen hatten, brach irgendwann - sehr zur Überraschung des Paters - der Damm. Sie schrieben jetzt eilig, fast fiebernd und bei jedem von ihnen wurden es am Ende deutlich mehr als vier Seiten.



Spät am Abend desselben Tages legte der Pater den letzten Aufsatz beiseite. Bereits in der Mitte des ersten hatte er sich eine Flasche Wein aus dem Keller geholt. Nach dem dritten Bericht eine zweite. Es war viel schlimmer, als er geahnt hatte. Nicht nur, was die vier mit dem Da Silva-Jungen angestellt hatten. Am besorgniserregendsten waren ihre Begründungen gewesen. So richtig glauben konnte er das alles nicht. Es ging weit über gedankenloses, dummes Herumhacken auf einem Außenseiter hinaus.

Er nahm einen weiteren großen Schluck direkt aus der Flasche. Dann las er die Stellen, die er sich markiert hatte, erneut. Hätte er die Gesichter von Luca, Pietro, Benno und Fillipe nicht beobachtet, während sie diese

Ungeheuerlichkeiten aufgeschrieben hatten, hätte er sämtliche Behauptungen für glatte Lügen gehalten. Für ungeschickte, alberne Lügen obendrein. Aber dann müssten sich die vier Jungen nicht nur abgesprochen haben, damit sich aus ihren Aufsätzen ein so einheitliches Bild ergeben konnte, wie es sich jetzt abzeichnete, nein - sie hätten auch voraussehen müssen, dass sie überhaupt in eine Situation kommen würden, in der sie diese Lügen würden vortragen müssen.

Ermattet und leicht betrunken, viel leichter, als es angesichts seines Konsums zu erwarten gewesen wäre, schob er sich auf seinem Stuhl zurück und streckte sich.

Was wusste er über diesen Toni Da Silva eigentlich? Er war mit seiner Mutter vor neun Jahren hierher gezogen. Damals war er drei gewesen. Ein wenig blass, klein für sein Alter. Frau Da Silva war damals etwa dreißig Jahre alt. Verwitwet. Ein Unfall, sagte man. Sie bezog eine kleine Rente und hatte sich ihr Gehalt als Hilfskraft bei einem der größeren Landwirtschaftsbetriebe im Nachbardorf aufgebessert, bis ihre Trunksucht nach zwei Jahren offensichtlich wurde und für ihren Arbeitgeber nicht mehr tragbar gewesen war. Seitdem sah man sie nur, wenn sie ihre bescheidenen Einkäufe auf dem samstäglichen Markt tätigte. Als Toni noch kleiner gewesen war, hatte sie ihn stets mitgenommen, aber irgendwann hatte das aufgehört. Im Unterricht war Toni unauffällig. Saß hinten, links in der Ecke, vom Lehrerpult aus gesehen. Der Platz neben ihm war frei, aber er schien sich nicht besonders daran zu stören,

dass keines der anderen Kinder neben ihm sitzen wollte. Er folgte dem Unterricht aufmerksam, stellte kluge Fragen und verhielt sich ruhig. In den Pausen und beim Sport blieb er meist abseits. Einen wie ihn gab es in jeder Schulklasse, das wusste der Pater aus Erfahrung, und diese Kinder hatten es immer ein wenig schwerer als die anderen. Die Mädchen machten Witze über sein Aussehen, und dabei war es egal, ob es daran tatsächlich etwas auszusetzen gab oder nicht. Die Jungs schubsten ihn im Vorbeigehen und so weiter, und so weiter. Nicht schön, aber dennoch normal. Normal, bis man die Berichte der größten Rabauken gelesen hatte. Er seufzte und zog dann eine Schreibtischschublade auf. Ihr entnahm er einige Bogen Papier und seinen eigenen Füller. Ein schönes Exemplar, handgefertigt, mit austauschbaren Stahlfedern. Er hatte ihn sich gekauft, als sein Priesterseminar begonnen hatte. Aber an diesen Erinnerungen wollte er sich jetzt nicht erfreuen. Er wollte versuchen, die Berichte der vier Nachsitzer in eine halbwegs chronologische Ordnung zu bringen. Er begann mit dem Bericht von Luca.

Einmal war ich mit meinen Schwestern am See. Es war im August und sehr heiß. Wir haben uns ausgezogen und sind ins Wasser schwimmen gegangen. Sonst war niemand da. Wir haben Wettschwimmen gemacht und ich habe gewonnen und war als erster wieder am Ufer. Da hab ich was im Wald gesehen. Ein Ast hat sich komisch bewegt. Ich wollte schon hin und nachsehen, wer da ist, aber die beiden wollten nochmal gegen

mich antreten, obwohl sie genau wussten, dass ich schneller sein würde. Beim dritten Mal habe ich sie gewinnen lassen. Ich war dann auch schon ein bisschen müde. Als wir zu unseren Kleidern zurückgegangen sind, war Noemis Schlüpfer weg. Wir haben alles abgesehen, auch Stellen, an denen er eigentlich gar nicht sein konnte. Wir haben nämlich ein spezielles Versteck für unsere Kleidung. Das verrate ich aber nicht.

Irgendwann haben wir das Suchen aufgegeben und sind heimgegangen. Als wir schon fast wieder zu Hause waren, haben wir den Schlüpfer dann gefunden. Lag am Wegrand. War Dreck drin. Männer-Dreck und ein Stock war durch den Stoff gesteckt worden. Noemi wollte ihn trotzdem wieder mit nach Hause nehmen, aber ich habe ihn mit dem Stock weggeschleudert. Sie hat dann angefangen zu heulen, aber sie ist trotzdem mit uns mit nach Hause gekommen. Papa hat sie ganz schön verhauen, weil sie ihre Unterhose verloren hat.

Am nächsten Tag in der Schule haben alle gefragt, was passiert ist, wegen dem blauen Auge und so, da hat sie es dann erzählt. Alle haben gemein gelacht, nur Toni nicht. Der stand am Rand und hat nur zugehört und nichts gesagt. Fand ich komisch. Darum habe ich ihn gefragt, ob er auch am See war, als wir da waren. Er hat sich umgedreht und gesagt, dass er zu Hause war. Aber er hat mich nicht angeschaut. Da wollte ich ihm aber noch nichts tun, weil, ich wusste ja nicht, ob er das mit dem Höschen gemacht hat. Zwei Wochen später war wieder eines weg. Von der Wäscheleine diesmal.

Meine Mutter hat es zwei Tage danach bei den Hühnern gefunden. Wieder verschmutzt und mit einem kleinen Stock drin. Mir hat sie es erzählt. Papa nicht. Hat heimlich ein Neues gekauft und so gemacht, dass es alt aussieht, auf dem Waschbrett. Sieben Tage später dasselbe nochmal, nur war es da nicht bei den Hühnern, sondern es lag auf dem Fensterbrett, wo es jeder sehen konnte. Papa geht zum Glück immer ganz früh nach Vestone zur Arbeit. Er hat es nicht gesehen. Er kann sehr böse werden. Danach hab ich mich nachts heimlich auf die Lauer gelegt. Und dann hab ich ihn gesehen. Toni. Wir haben absichtlich immer etwas Unterwäsche auf der Leine gelassen, damit der, der das gemacht hat, wiederkommt. Er ist nicht mal weggegangen, um es zu tun. Hat es gleich in unserem Garten gemacht. Dann den Schlüpfer wieder aufs Fensterbrett gelegt. Ich wollte ihm gleich nach, mit dem Messer, aber Mutter ist aufgewacht und bis ich ihr alles erzählt hatte, war er schon wieder weg. Nicht mit dem Messer, hat sie gesagt. Luca, um Gottes Willen nicht mit dem Messer. Ich habe dann einen dicken Stock genommen. Habe nach der Schule auf ihn gewartet. Aber er war stärker als ich, auch wenn er kleiner war. Hat mir drei Zähne locker gehauen und immer wieder gesagt: Willstes wissen? Willstes wirklich wissen? Er hat erst aufgehört mich mit meinem Stock zu hauen, als Benno um die Ecke gekommen ist. Da ist er weggerannt. Benno hat mir dann geholfen, und ...'

Der Pater wusste vom ersten Lesedurchgang, dass

nun keine Fakten mehr in Lucas Aufsatz niedergeschrieben waren, sondern lediglich, dass die Sache mit den verdreckten Höschen kurz nach dem Vorfall aufgehört hatte.

Er schob das Heft von Luca beiseite und nahm sich das von Benno vor. Wie schon bei den Aufsätzen der anderen, musste er auch hier wieder trotz allem über den immer noch leicht kindlichen Tonfall, in dem sie ihre Geschichten erzählten, schmunzeln. Große Bengel, deren Muskeln schneller wuchsen als ihre Gehirne. Trotzdem waren sie im Grunde gute Kerle. Oder würden es werden. Benno war der einzige der vier Jungs, der sich die Mühe gemacht hatte, eine Überschrift über seinen Aufsatz zu setzen. Eine Überschrift, die das Schmunzeln des Paters vertrieb.

Warum ich Toni Da Silva hasse.

Wenn es keine Sünde wäre, würde ich Toni töten. Sie wollen wissen warum. Ich finde zwar, dass Sie das nichts angeht, aber Sie sind der Pater und unser Lehrer. Wir haben Fußball gespielt. Unter Ihrer Aufsicht übrigens. Sie waren da, aber Sie haben nichts mitbekommen. Irgendwas gelesen. Keiner hatte Toni wählen wollen, aber am Ende ist er in der anderen Mannschaft gelandet. In der zweiten Halbzeit, kurz vor Schluss, stand es unentschieden. Toni hatte den Ball und ist wie ein Irrer auf unser Tor zu. Ich wollte ihm den Ball abnehmen. Es war keine Absicht, dass er gestolpert ist. Ich war einfach nur ungeschickt. Aber er ist gestürzt und hat sich das Knie aufgeschlagen. Ich wollte mich sofort

bei ihm entschuldigen, aber er hat nur gebrüllt. Foul! Foul! Rote Karte! Rote Karte! Und hat auf mich gezeigt. Benno foult! Hat er gebrüllt. Ich wollte ihm wirklich sagen, dass es mir leidtut, aber er hat einfach nicht gehört. Sie sind dann vom Rand gekommen und haben das Spiel abgebrochen, weil Tonis Knie so sehr geblutet hat. Er wollte sich aber nicht verarzten lassen. Er wollte, dass ich die rote Karte bekomme und dass seine Mannschaft gewinnt. Unbedingt. Er konnte sich gar nicht mehr einkriegen. Betrug, Schiebung ... all das hat er unablässig vor sich hin gebrabbelt. Sie haben ihm gesagt, dass er einen Schock hätte, wegen dem Blut und den Schmerzen und so. Sie erinnern sich jetzt bestimmt daran. Wir sind alle heimgegangen. Tonis Verletzung war dann doch nicht so schlimm. Am nächsten Tag war er wieder da. Hat ein wenig gehumpelt, aber er war wie immer. Ruhig, hinten in seiner Ecke. Ein halbes Jahr lang ist nichts passiert. Doch. Er hat in der Zeit Luca nach der Schule mit einem Stock aufgelauret und ihn verprügelt. Keine Ahnung, warum. Luca wollt's nicht sagen. Auf jeden Fall, nach einem halben Jahr hat unsere Peppa gefohlt. Ich war das erste Mal dabei und ich durfte dem Fohlen einen Namen geben. Es war eine Stute und ich habe sie Giada genannt. Das war toll. Ich habe allen davon erzählt am nächsten Tag. Drei Tage danach war das Fohlen tot in seiner Box. Ich habe es entdeckt. Die Schnauze war mit einem Seil zusammengebunden worden. Die Axt, die mein Vater zum Holz machen benutzte, war an die Tür von der Box gelehnt

gewesen. Ich musste sie wegtun, damit ich am Morgen die Tür aufmachen konnte. War Blut dran. Da wusste ich schon, dass was Schlimmes passiert war. Giada war ganz zerhackt. Alle Hufe ab. Der Hals war fast durch. Überall hab ich Axthiebe gesehen am Fohlen. Dann hab ich gesehen, dass mit dem ganzen Blut was geschrieben worden war, an der Wand von der Box. Foul. Das war Toni. Toni hat Giada umgebracht und zerhackt. Ich habe sofort meinen Vater gerufen und ...?

Der Pater hob den Blick von den ungelenten Buchstaben. Benno und sein Vater hatten noch mehr zu erdulden. Eine Woche später war es Peppa, die Mutter. Mit Stöcken in Anus und Vagina. Elend verblutet. Wieder das Wort „Foul“ mit Blut geschrieben. Dann die Hühner. Vom Fuchs gerissen. Nur hatte jemand den Fuchs auch hereingelassen. Benno schrieb, dass es unmöglich nur ein Einziger gewesen sein konnte, da er und sein Vater als das Gegacker und Gekreische losgegangen war, sofort hinausgerannt waren. Aber da war es schon zu spät gewesen. Acht von elf Tieren waren tot und kein Fuchs weit und breit. Das Wort „Foul“ fehlte diesmal. Aber er musste Benno Recht geben. Er erinnerte sich an das Fußballspiel und daran, dass Toni völlig ausgeflippt war. Er hatte den Vorfall nicht ernst genug genommen. Besondere Sorgen machte ihm vor allem der erste Satz Bennos. *Wenn es keine Sünde wäre, würde ich ihn töten.* Wenn das Gewicht der Gebote wirklich das einzige war, das den Jungen von einem Mord abhielt, musste er deren Präsenz in seinen Predig-

ten unbedingt erhöhen. Aber das war nur eines der Probleme, die er hatte. In Bennos Bericht stand noch etwas anderes, das mindestens ebenso beunruhigend war wie die Sache mit dem Fohlen. Anfangs hatte Benno seinen Verdacht für sich behalten, aber nach den toten Hühnern hatte er seinem Vater endlich gesagt, was er zu wissen glaubte. Was er *wusste*, gestand sich der Pater ein, denn nach allem, was er gelernt hatte, nachdem er mit den Berichten durch war, musste es einfach so sein. Toni Da Silva war ein kranker Junge. Und eine Gefahr. Benno und sein Vater waren zum Haus der Da Silvas gegangen. Tonis Mutter hatte die Tür geöffnet, sich angehört was Benno und sein Vater zu sagen hatten und die Tür wortlos wieder geschlossen. Das war aber nicht das Seltsame. Nicht das Bedrohliche. Benno hatte an ihr vorbei ins Haus gespäht. Er hatte einen Mann gesehen, den er nicht kannte. Einen Fremden. Er habe hinten im Flur gestanden und ihnen zugehört. Und gegrinst.

Das hier war ein kleiner Ort, in dem jeder buchstäblich jeden kannte. Niemand hatte einen fremden Mann kommen oder gehen sehen. Benno hatte sich in der direkten Nachbarschaft umgehört, was natürlich dem Ruf von Frau Da Silva nicht eben zuträglich war. Aber der war ohnehin bereits durch ihre Trunksucht stark belastet und er konnte es dem Jungen nicht verübeln, dass er sich keinen Deut darum scherte. Das Verwunderliche war, dass tatsächlich niemand, nicht eine einzige Seele, irgendetwas über den Mann wusste. Das war eigentlich

unmöglich. Sollte wirklich nur Benno diesen Fremden gesehen haben und sonst niemand? Der Pater nahm sich für den nächsten Tag vor, Bennos Vater zu befragen.

Zwei weitere Berichte hatte er im erneuten Durchlauf noch vor sich. Den von Pietro und den von Fillipe. Der von Pietro fing an mit den Worten:

‘Es war ein Zettel. Ich habe ihn in meinem Geschichtsbuch gefunden. Zwischen den beiden Weltkriegen. Es stand nur ein Name drauf. Luca. Ich hab mir nichts dabei gedacht und den Zettel weggeworfen, oder meine Hausaufgaben darauf notiert oder sowas. Dann wieder ein Zettel. In meinem Schuh nach dem Sportunterricht. Wieder nur der Name. Luca. Zu dieser Zeit waren Luca und ich nicht gerade Freunde. Nicht so wie jetzt. Auf jeden Fall habe ich ihm damals nichts davon erzählt. Ich hatte den ersten Zettel für einen Zufall gehalten oder sowas. Aber der zweite Zettel brachte mich dazu, Luca genauer zu beobachten. Er saß in der selben Reihe wie ich auch, zwei Plätze weiter nach rechts. Aber Sie kennen die Sitzordnung ja. Mir fiel nichts an ihm auf. Er benahm sich wie immer. Dann, am Tag darauf ...’

Der Pater sah auf die Uhr. Es war spät geworden. Er war müde vom Wein und von den schrecklichen Dingen, die er heute erfahren hatte. Er beschloss, am nächsten Tag weiterzumachen. Vermutlich wäre es am besten, vorerst mit dem Unterricht fortzufahren, wie gehabt. Aber er würde sie im Auge behalten. Die vier

Jungs und vor allem Toni Da Silva. So ganz begreifen konnte er es immer noch nicht. Der Junge war wahrlich kein Unschuldslamm. Wenn das alles stimmte, und daran zweifelte Pater Bianchi nicht, war er sogar wirklich ... nun ... dann war er gefährlich.

Die vier, die er zuerst als Übeltäter identifiziert hatte, hatten gute Gründe für ihr Verhalten - nachvollziehbare Gründe, aber keine Entschuldigungen. Und so wie sich die Sache darstellte, hatte der Pater keine Gründe, an dem Wahrheitsgehalt ihrer Aussagen zu zweifeln. Luca und die Unterwäsche seiner Schwester. Benno und sein Fohlen.

Foul.

Er musste an Shakespeares Hexen denken.

Pietro war mit Hilfe der Zettel in einen Streit mit Luca hineinmanipuliert worden und Fillipe - nun das war eine richtig hässliche Sache.

Der Pater schlief schlecht in dieser Nacht. Am nächsten Morgen fühlte er sich wie gerädert. Natürlich war der Wein daran schuld. Wobei, nein, eigentlich konnte der Wein nichts dafür. Hätte ja nicht so viel davon trinken müssen.

Der Unterricht an diesem Tag verlief schleppend und träge, so kam es ihm vor. Er ließ seine Klasse viel lesen und Textaufgaben erledigen, was ihm Gelegenheit gab, die vier Jungs und Toni, der heute wieder anwesend war, genauer zu beobachten. Toni war hoch konzentriert und bei der Sache, so wie immer. Seine Opfer, oder seine Feinde, je nachdem, wie man es betrachten

wollte, waren weniger bei der Sache. Immer wieder drehte sich der eine oder andere von ihnen zu Toni, der in der letzten Reihe saß, nach hinten um und warf ihm einen argwöhnischen Blick zu. Der Junge hatte ein böses Veilchen und zwei Knöchel an der linken Hand waren aufgeschürft. Er hatte sich also gewehrt. Während des Unterrichts und während der Pause würdigte er keinen der vier einen Blickes. Aber nach allem was der Pater in den Berichten gelesen hatte, mussten schreckliche Rachegefühle in dem Kind brodeln. Der Pater wusste, dass es seine Aufgabe war, Schlimmeres zu verhindern.

Nun. Gestern hatte er die vier nach dem Unterricht bei sich behalten. Da war es doch nur gerecht, wenn er sich heute Toni zur Brust nehmen würde. Toni hatte nicht mitbekommen, dass er die Jungs, die ihn verdroschen und an die Ochsenstatue gebunden hatten, zu sich gerufen hatte.

Er war, nachdem er losgebunden worden war, nicht in die Schule, sondern direkt nach Hause gegangen. Dabei wollte der Pater es fürs Erste belassen. Er würde sich aber nach Tonis Wohlbefinden erkundigen und versuchen, etwas näher an den Heranwachsenden heranzukommen, ein Vertrauensverhältnis herzustellen. Besonders beunruhigend fand der Pater nach wie vor die Randnotiz in Bennos Aufsatz, aus der hervorging, dass sich ein unbekannter Mann bei Toni und seiner Mutter aufhielt. Nicht, dass er uneheliche Verhältnisse verdammt, so dogmatisch und weltfremd war er nicht.

Aber angesichts von Tonis Neigungen und der Trunksucht seiner Mutter konnte das ein zusätzlicher Faktor sein, der Toni zu seinen bösen Spielchen antrieb. Außerdem hatte er den Verdacht, dass der Mann etwas mit der sexuellen Komponente von Tonis Taten zu tun haben könnte. Toni war noch sehr jung. Zu jung für so etwas. Aber ob da etwas dran war oder nicht - diese ganze Angelegenheit musste aufgeklärt und beigelegt werden. Der Pater wusste nur zu gut, was eine Gewaltspirale war. Irgendwie musste es ihm gelingen, sie zu unterbrechen.

Der Unterricht war zu Ende und das Gesicht von Toni Da Silva gefror zu Eis, als der Pater ihm eröffnete, dass er ihn noch auf ein Wort hierbehalten wollte. Bianchi wusste nicht so recht, wie er anfangen sollte. Seine Finger glitten über die Aufsätze, die auf dem Lehrerpult lagen. Als die Stille unbehaglich wurde, fragte Toni:

«Habe ich etwas falsch gemacht?»

Der Pater wusste nicht genau, was er auf diese Frage antworten sollte.

«Sag du es mir. Ich habe bemerkt, dass du Probleme hast. Ich möchte dir helfen.»

«Ich brauche keine Hilfe. Bitte, ich muss zurück zu meiner Mutter», meinte Toni.

«Das hier ist leider notwendig, Toni. Ich mache mir große Sorgen um dich.»

«Aber ich kann nicht bleiben. Ich will nicht.»

«Du musst. Sag deiner Mutter einfach, dass ich

schuld bin.»

Der Pater legte Toni eine Hand auf die Schulter und zwang ihn, ihm ins Gesicht zu sehen.

«Ich weiß, dass die anderen gemein zu dir sind. Ich möchte dir wirklich helfen, Toni. Aber dazu muss ich dich besser kennenlernen. Erzähl mir von dir. Wie ist es bei dir zu Hause?»

«Gut», sagte er leise.

Und das war auch schon alles, was er sagte. In den zwei Stunden, in denen der Pater danach auf ihn einredete, sagte er kein einziges Wort mehr. Er sah den Pater auch nicht an. Während dessen Stimme im Klassenzimmer widerhallte und von Wut bis zu sanfter Eindringlichkeit jede Facette und jeden Kniff der pädagogischen Künste des Geistlichen abspulte, sah der Junge mit unbewegter Miene aus dem Fenster. Der Pater bombardierte ihn mit Fragen, versuchte ihn zu provozieren, drohte ihm sogar mit Strafen und zum Ende hin auch mit dem ewigen Fegefeuer. Aber der Junge gehorchte nicht. Er sagte kein Wort. Es war nicht die Art des Paters, mit Schlägen seinen Willen durchzusetzen, aber gegen Ende der zwei Stunden war er kurz davor. Lediglich die Tatsache, dass Toni bereits am Vortag windelweich geprügelt worden war, hielt ihn davon ab. Beinahe hätte er sich hinreißen lassen, ihm doch noch von den Aufsätzen zu erzählen, was er zu diesem Zeitpunkt eigentlich hatte vermeiden wollen. Keine gute Idee. Gut, dass er sich nicht dazu hatte hinreißen lassen. Innerlich vor Wut kochend und um Selbstbeherr-

schung ringend, betrachtete er das maskenhafte Antlitz seines kleinen Gefangenen. Das alles hier war ergebnislos verlaufen und die Mittel der Folter schienen ihm nicht angebracht. Er würde seinen Delinquenten gehen lassen müssen. Aber noch nicht so schnell. Nicht ohne Denkkzettel. Der Pater gab Toni eine Strafarbeit.

«Schreibe zwanzig Vaterunser in Schönschrift. Finde ich einen Fehler, wenn du fertig bist, fängst du noch einmal von vorne an, verstanden?»

Toni Da Silva sagte immer noch nichts, nickte nur und machte sich an die Arbeit. Der Pater ging hinaus. Er wollte rauchen. Er frönte diesem Laster nur selten. Aber heute war definitiv ein Tag, um einen der aromatisierten Zigarillos zu paffen und Toni vom Schulhof aus zu beobachten, wie er konzentriert über seinem Heft saß. Süßlich riechende Tabakswaden schwebten zwischen dem Pater und dem Fenster in der Luft, durch das er Toni zusah.

«Na, Pater? Habe ich Sie mal wieder erwischt?»

Der Pater fuhr herum. Er hatte die Stimme des Ortsvorstehers schon bei dem ersten Wort erkannt, aber erschrocken hatte er sich dennoch. Schnell hatte er sich zusammengerissen und hielt den Zigarillo nun demonstrativ in die Luft.

«Das ist nur eine *kleine* Sünde. Da reicht ein *kleines* Vaterunser.»

Der Ortsvorsteher schmunzelte, zündete sich einen eigenen Stumpfen an und eine Weile rauchten und witzelten die beiden noch halbherzig miteinander. Dann wur-

de das Gesicht des Ortsvorstehers wieder etwas ernster.

«Wir bekommen nie mit, was in den Köpfen unserer Kinder vorgeht. Sie sagen Ja und Amen und machen dann das Gegenteil von dem, worauf man sich gerade geeinigt hat. Selten wissen wir, was sie wirklich denken. Sind Sie mit Toni weitergekommen?»

«Nein. Aber ich bin dran. Ein seltsames Kind.»

Pater Bianchi nickte rückwärts in Richtung des Schulhauses.

«Ich habe Toni dabehalten, um ihm auf den Zahn zu fühlen. Er rückt mit einfach gar nichts heraus.»

Der Pater überlegte, ob er Costa zu dem fremden Mann in Tonis Haus befragen sollte. Noch bevor er einen Entschluss fasste, unterbrach ihn der Ortsvorsteher.

«Er ... ist gerade aufgestanden.»

«Was?»

Als der Pater und der Ortsvorsteher wieder im Klassenzimmer waren, war es bereits zu spät. Der Junge hatte in einem blitzschnellen Raubzug die Hefte vom Pult des Paters genommen und, noch während die beiden Männer umständlich um das Gebäude herum ins Klassenzimmer stürmten, hatte er das Fenster geöffnet und sich aus dem Staub gemacht.

Heiße Wut und Panik durchzuckten den Pater, als er das Fehlen der Berichte bemerkte. Andererseits, beruhigte er sich, stand in den Heften der vier Jungs ja nichts, was Da Silva nicht bereits wusste. Vielleicht, so dachte der Pater, würde es ihm sogar helfen zu verstehen, warum sie so auf ihm herumhackten, wenn er es

noch einmal schwarz auf weiß nachlesen konnte. Die Flucht aus dem Fenster auf der anderen Seite des Klassenraums ließ natürlich vermuten, dass der Junge extrem aufgebracht war.

Oder nicht?

Hatte er nicht im Vorfeld schon darauf bestanden, dass er sofort nach Hause müsse?

War seine Flucht lediglich der Versuch, eine Strafe, die ihn zu Hause erwarten mochte, abzumildern?

Vermutlich war das der Fall. Denn lesen hatte er die Aufsätze in der Zeit, in der der Pater draußen gewesen war, unmöglich können.

«Dafür, dass er gestern verdroschen und an den Ochsen gebunden worden ist, kann er sich heute ganz schön schnell bewegen», sagte der Ortsvorsteher im Rücken des Paters.

Dieser verzichtete auf einen Kommentar. Hätte ihn der dämliche Ortsvorsteher nicht abgelenkt, hätte er Tonis Ausbruch eventuell verhindern - oder zumindest doch beobachten können - und wäre in der Lage gewesen, schneller zu reagieren. Pater Bianchi komplimentierte den Ortsvorsteher hinaus und scherte sich dabei nicht darum, dass seine Argumente, das Gespräch abubrechen höchst fadenscheinig waren. Diese Sache verhaagelte ihm mehr und mehr die Laune.

Gegen Abend schlenderte der Pater durch die kleine Ortschaft, begrüßte diesen und jenen, nickte diesem und jenem zu und ließ sich viel Zeit, um zum Haus der Da Silvas zu gelangen. Als er in die Nähe gekommen war,

setzte er sich auf die Bank unter der Linde und faltete seine Zeitung auf. Er tat, als würde er lesen und kam sich dabei lächerlich vor. In Wahrheit behielt er das Haus ganz genau im Auge. So saß er einige Stunden. Immer wieder vergaß er, seine Zeitung umzublättern und holte dies hastig nach, wenn er es bemerkte. Seine Gedanken waren auf Wanderschaft. Er war sich bewusst, dass er ein für ihn ungewöhnliches Verhalten an den Tag legte und hoffte, dass der Ortsvorsteher oder eines der Mitglieder des Kirchenchores nicht auf ihn aufmerksam werden würden. In ein Gespräch verwickelt zu werden war das Letzte, was er im Moment gebrauchen konnte. Dann fiel ihm ein, dass Donnerstag war und vermutlich die meisten Einwohner der kleinen Ortschaft, wenn sie nicht gerade zu Abend aßen, im Gasthaus sein würden, um zu kegeln oder der Probe des Gesangsvereins im Hinterzimmer zu lauschen. Diese Annahme erwies sich als richtig.

Auf seiner einsamen Wacht wurde er von niemandem behelligt.

Allerdings führte sie auch nicht zu Ergebnissen. Im Haus waren keinerlei Anzeichen von Leben zu erkennen. Nachdem er es für eine Stunde observiert hatte, fasste er sich ein Herz und ging ein wenig näher heran. Es gab keinerlei Hinweise auf die Anwesenheit eines Mannes. Die Wäschestücke, die auf den im Vorgarten gespannten Leinen hingen, deuteten lediglich auf eine Frau und einen Jungen hin. Auch die Tatsache, dass das Haus, der Garten und die Fassade einen allgemein

verwahrlosten Eindruck machten, legte nahe, dass es den Da Silvas an einer starken Hand fehlte. Der Pater überlegte kurz, ob er vielleicht noch den Müll der Familie durchsuchen sollte, um weitere Anhaltspunkte zu finden, verwarf den Gedanken allerdings gleich wieder.

Was ich hier gerade mache, ist schon lächerlich genug, dachte er sich.

Erst als es langsam dunkel wurde und er Schwierigkeiten bekam, die kleinen Buchstaben der Zeitung zu erkennen, bemerkte Bianchi ein erstes Zeichen von Leben im Haus. In der Küche ging das Licht an und er sah die schwächliche Silhouette von Frau Da Silva. Den Bewegungen nach zu urteilen bereitete sie das Abendessen vor. Leider konnte er nicht erkennen, ob sie das für zwei oder für drei Personen tat. Er dachte einen Moment nach. Seine Predigten besuchte sie recht regelmäßig. In letzter Zeit vielleicht etwas seltener, wenn er genau darüber nachdachte. Ob sie einem ernstern Gespräch über ihren Filius wohl aufgeschlossen wäre? Er würde warten, bis er auch ihn durch das erleuchtete Küchenfenster sehen würde. Dann würde er klopfen. Als es so weit war und Tonis Gestalt sich als Silhouette im Fenster abzeichnete, entdeckte er etwas anderes. Neben dem rechten von seinen, in saloppe Turnschuhe gekleideten Füßen, befand sich ein Kellerfenster etwas unter Kniehöhe.

Gerade eben war es noch dunkel gewesen. Jetzt flackerte auch dort Licht auf. Kein Licht, wie es von einer elektrischen Lampe herrührte, sondern Licht, wie es

entstand, wenn etwas brannte. Es war nicht besonders viel, es war nicht sehr hell, vielleicht wie das einer Kerze oder das von zweien. Ein schwacher Geruch zog zu ihm hinauf. Es war ein wenig Holz darin, ein wenig roch es nach verbranntem Alkohol und ein wenig nach verbranntem Laub, und noch eine Komponente war dabei. Papier.

Für eine Sekunde musste der Pater an die Aufsätze denken, die Toni gestohlen hatte. Dann aber an etwas ganz anderes. Benno musste recht gehabt haben. Da Toni und seine Mutter in der Küche zugange waren, musste eine dritte Person für den plötzlichen Lichtschein verantwortlich sein. Einen kurzen Moment lang überlegte der Pater, wie merkwürdig es wohl wirken mochte, wenn man ihn beobachten würde, wie er da vor dem Kellerfenster der Da Silvas in die Knie ging, um hindurch zu spähen - und dann tat er es dennoch.

Er konnte den Kellerraum aufgrund des steilen Winkels nur teilweise mit seinen Blicken abtasten und musste feststellen, dass diese eine Sekunde des Zögerns, der Eitelkeit, eine Sekunde zu viel gewesen war. Er konnte niemanden sehen. Lediglich einen winzig kleinen Holzofen, aus dem der Rauch und das immer schwächer werdende Licht abgesondert wurden. In Gedanken fluchte er auf höchst unchristliche Weise. Auch wenn er den Mann nicht gesehen hatte, so nahm er dieses Ereignis doch als Bestätigung von Bennos Schilderungen. Der Mann existierte. Er erhob sich wieder und klopfte sich Staub und kleine Steinchen von der Hose.

Erst dann sah er sich kurz um. Es war niemand in der Nähe gewesen, der seinen indiskreten Kniefall hätte beobachtet haben können, stellte er erleichtert fest.

Für einen Moment stand er noch tatenlos, dann ging er zur Tür und klopfte dreimal laut und vernehmlich. Aus dem Küchenfenster drangen Geräusche. Verwundertes Murmeln, das Klappern von Besteck. Ein Stuhl wurde ein Stück zurück geschoben, dann Schritte. Fünf Sekunden später wurde die Tür einen Spalt breit geöffnet. Die dicke Stahlkette allerdings, die die Tür mit dem Rahmen verband, wurde nicht entfernt. Der Pater trat einen Schritt zurück, um nicht zu offensiv zu wirken, und faltete die Hände vor seinem Bauch. Er konnte das halbe Gesicht von Frau Da Silva sehen. Ein von Runzeln und Krähenfüßen bekränzttes einzelnes Auge, einen grobporigen roten Nasenrücken und den Mund einer alten Frau.

Seltsam. So alt ist sie doch noch gar nicht, dachte der Pater. Dann verbesserte er sich im Stillen. Frau Da Silva hatte schon immer älter ausgesehen, als sie es eigentlich war. Ihre frühe Witwenschaft und die darauffolgende Trunksucht forderten wohl ihren Tribut. Und Toni, so, wie er ihn neuerdings kennengelernt hatte, tat sicherlich sein Übriges, um die Falten im Gesicht seiner Mutter zu vertiefen.

«Pater Bianchi! Was führt Sie denn hierher?»

«Guten Abend, Frau Da Silva. Hatte Ihnen Toni nichts erzählt? Sie müssen doch mitbekommen haben, was gestern passiert ist. Ich ...»

«Ja, ja. Natürlich. Aber ... Pater, es tut mir leid, ich habe jetzt keine Zeit für Sie.»

«Ich bitte Sie, Frau Da Silva. Was Ihrem Sohn passiert ist, darf nicht wieder passieren. Und es gibt auch noch andere Dinge, über die ich mit Ihnen reden will. Sie sollten sich die Zeit wirklich nehmen.»

«Pater, bitte gehen Sie. Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen.»

«Aber Frau Da Silva, es wird nicht besser werden, nur weil Sie so tun, als würde kein Problem existieren. Toni ist in mehr als nur einer Hinsicht in Schwierigkeiten. Nicht nur wegen der Jungs, ich mache mir auch Sorgen um sein Seelenleben. Ich ...»

Der Gesichtsausdruck von Frau Da Silva verdüsterte sich. Hatte er soeben noch eine Mischung aus Sorge und Peinlichkeit widergespiegelt, so konnte der Pater nun Anzeichen von Wut erkennen.

«Vater! Die Seele meines Sohnes geht Sie nichts an. Verstehen Sie das? Nicht das Geringste! Gehen Sie weg.»

Mit diesen Worten schlug Frau Da Silva dem Pater die Tür vor der Nase zu.

Diese Art von Behandlung war er vom Bodensatz der Gesellschaft in der Ewigen Stadt gewohnt, aber hier in diesem friedlichen, kleinen Dörfchen traf sie ihn so unerwartet und brutal in ihrer kalten Feindseligkeit, dass er einfach nur verdattert stehen blieb. Der Ofen in dem kleinen Kellerraum war ganz ausgegangen, als er sich wieder rühren konnte. Auch das Licht, das aus dem

Küchenfenster auf die Straße hinausgedrungen war, war erloschen. Frau Da Silva hatte die Vorhänge zugezogen.

Zurück in dem kleinen Häuschen, das er bewohnte, widerstand er dem Impuls, sich wie am Vortag eine Flasche Wein aus dem Keller zu holen. Er musste einen klaren Kopf bewahren. Wie sie gesagt hatte, dass das Seelenleben ihres Sohnes ihn nichts angehen würde. Ihm war nie aufgefallen, dass sie kirchenfeindlich eingestellt war. Im Gegenteil, die meisten seiner Gottesdienste besuchte sie. Auch wenn sie beim Singen nicht mit dem größten Eifer dabei war und niemals in der ersten Reihe saß, wie manch andere es mit eifriger, aufgesetzter Frömmerei taten, so hatte er dennoch den Eindruck, dass sie seinen Worten stets wohlwollend gelauscht hatte. Wenn man nun also annehmen wollte, dass ihre ablehnende Haltung nicht einer Aversion gegen Gott oder die Kirche entsprang, so musste man davon ausgehen, dass sie ihn aus Angst weggeschickt hatte.

Oder etwa nicht?

Eine andere Erklärung wollte dem Pater nicht in den Sinn kommen. Was also galt es zu tun? Er wusste nun auf jeden Fall mit Sicherheit um die Anwesenheit einer dritten Person im Haus der Da Silvas. Die Tatsache, dass Benno der einzige war, der den Mann gesehen hatte, bedeutete zweierlei: Zum einen, dass der Mann das Haus niemals, oder wenn doch, dann nur im Schutze der Nacht verließ, und zum zweiten, dass er Benno noch einmal aufsuchen musste, wenn er eine genauere

Beschreibung dieser Person erhalten wollte. Tief in seinem Inneren war der Pater sich sicher, dass es dieser Mann war, der Frau Da Silva so ablehnend hatte reagieren lassen. Ob er es auch war, der sich für die Bosheit verantwortlich zeichnete, die der Junge seit etwa einem Jahr an den Tag legte? Der Pater versuchte, sich weiter zurückzuerinnern, aber es gelang ihm nicht, irgendetwas Schlechtes an dem Jungen zu finden, so wie er ihn vor den Berichten kennengelernt hatte. Aber war das ein Wunder? Er selbst hatte ja nicht einmal bemerkt, dass der junge Toni litt.

Dazu hatte es einer aufmerksamkeitsregenden Strafmaßnahme seitens der anderen Jungs bedurft. Die Welt der Kinder und Heranwachsenden war geheimnisvoller, als er bis jetzt angenommen hatte. Und weit düsterer. Erneut waren es vor allem die sexuellen Komponenten, die ihm besondere Sorgen machten. Die verschmutzten Höschen von Lucas Schwester. Die Verstümmelungen in Anus und Vagina der Stute. Vielleicht war so etwas schon in manchen Kindern vorprogrammiert und jetzt nur zum Vorschein gekommen. Vielleicht hatte es aber auch der Mann verursacht.

Als der Pater sich in dieser Nacht in sein Bett legte, fand er stundenlang keinen Schlaf und als er dann endlich doch wegdämmerte, hatte er Albträume, aus denen er mit einem feuchten Fleck in seiner Pyjamahose erwachte. Das war auch für einen Priester völlig normal, wusste er, aber an diesem Morgen kam er sich deswegen besonders besudelt vor.

Er duschte kalt und frühstückte ausgiebig, auch wenn er keinen richtigen Appetit hatte. Auf diese Weise versuchte er, die Müdigkeit durch ausreichend Kalorien zu bekämpfen. Er fand, dass das notwendig und damit gerechtfertigt war. Keinen Rosenkranz für Völlerei. Nicht heute.

Er ließ das Geschirr stehen, machte sich fertig und ging in die Schule. Mit Erstaunen stellte er fest, dass Toni Da Silva auf seinem Platz saß und in einem Buch mit italienischer Grammatik blätterte. Der Pater hatte erwartet, dass der Junge entweder aus eigener Initiative oder auf Geheiß seiner Mutter ihm und der Klasse noch mindestens zwei Wochen lang fernbleiben würde. Aber da war er. Der Pater hatte sich geirrt.

Gut, dachte er, wenn du so tun möchtest, als wäre alles normal - dann spiele ich eben mit. Im Mathematikunterricht vertat sich der Pater dreimal. Einmal bemerkte es niemand, die beiden anderen Male wurde er von seinen Schülern verbessert, was ihm sehr peinlich war. Auf den Geschichtsunterricht, der ihm sonst großen Spaß machte, hatte der Pater heute keine besondere Lust. Stattdessen ließ er einen Vokabeltest im Fach Deutsch schreiben. Die Schüler murrten und versuchten ihn davon abzubringen, aber das war er gewohnt und er schlug die Proteste eisern nieder. Er hatte seine Gründe für diesen Test, und sie hatten nichts mit irgendeiner schwer zu lernenden Sprache zu tun.

«Stellt euch nicht so an. Es ist nur ein ganz kleiner Test. Er wird kaum eine viertel Stunde dauern. Ich

werde ihn auch heute noch korrigieren. Und sorgt euch nicht, die Noten werden nicht eingetragen. Sie sollen euch nur zeigen, wo ihr steht und wo ihr euch noch verbessern müsst.»

Ein Raunen der Erleichterung ging durch die Klasse. Eifrig wurden Blätter herausgeholt und Stifte gezückt, als der Pater die Fragen unter grellem Kreidequietschen an die Tafel malte. Während die Schülerinnen und Schüler ihre Aufgaben bearbeiteten, ruhte der Blick des Paters abwechselnd auf Toni Da Silva und Benno. Dann nahm er sich die Zeit, jeden seiner Schüler eingehend zu mustern und er versuchte dabei, sich ins Gedächtnis zu rufen, was er über jeden einzelnen wusste. Sein Fazit war ernüchternd. Viel zu wenig. Aber wenigstens in einem speziellen Fall würde sich das bald ändern.

Als die Zeit für den Test abgelaufen war, bestimmte er Benno dazu, die Blätter einzusammeln. Ganz genau beobachtete er, wie der Junge zu Tonis Tisch trat, als dieser an der Reihe war, und die Hand nach dessen Blatt ausstreckte.

Nichts.

Keine Regung in Toni Da Silvas Gesicht. Keine Feindschaft, keine Abneigung, aber auch keine Scham und keine Angst, wie man sie vielleicht hätte erwarten können, nachdem was Benno und seine drei Freunde mit Toni angestellt hatten. Er gab ihm einfach nur kommentarlos das Blatt und streckte seine Nase danach wieder in sein Italienischbuch. Als Benno ans Lehrer-

pult trat und die eingesammelten Blätter ablegte, schob ihm der Pater einen Zettel zu. Er war gefaltet und auf der Außenseite stand: *Lies diesen Brief bitte erst später, wenn du alleine bist.*

Bennos Augen weiteten sich und schon wollte er Luft holen, um etwas zu sagen, vermutlich um zu fragen, was das sollte - aber der Pater hob drohend seinen Zeigefinger und zwinkerte dem Jungen zu.

Er war sich bewusst, dass dieses Vorgehen leicht als ungehörig verstanden werden konnte, insbesondere da in Deutschland gerade ein Missbrauchsskandal die Medienwelt in Atem hielt und natürlich auch nach Italien herüberschwappte. Aber sein Ruf im Dorf war untadelig, also machte er sich keine großen Sorgen.

Toni Da Silva hatte zwar ohnehin zwangsläufig mitbekommen, dass er, Bianchi, Erkundigungen über ihn einholen wollte, aber er sollte nicht sehen, dass er noch nicht aufgegeben hatte, auch wenn sein gestriger Vorstoß im Sande verlaufen war. Es wäre am besten, wenn der Junge glauben würde, dass die Vorkommnisse und die Berichte folgenlos bleiben würden.

Der Pater war sich nicht hundertprozentig sicher, ob das, was er vorhatte, richtig war. Aber immerhin hatten Luca, Benno und ihre Freunde ebenfalls gesündigt, als sie an Toni Rache genommen hatten. Warum sollten sie nicht etwas tun, um ihre Schuld abzarbeiten? Am Ende würde es ihnen vermutlich sogar noch großen Spaß machen. Ein Abenteuer für sie und wenn alles gut laufen würde eine große Hilfe für Toni Da Silva und des-

sen Seele.



Sie hatten das Mädchen an einem alten Motorradwrack angebunden, etwa fünfzig Meter von ihrem Zeltlager entfernt.

Die Degenerierten standen in einem respektvollen Abstand im Halbkreis um ihre Opfergabe herum. Es mussten so um die fünfzehn der zerfledderten Gestalten sein und weiter hinten, hinter den Bewaffneten, hockten noch mehr Menschen auf dem Boden.

Gefangene.

Das schmutzig-blonde Haar des Mädchens hing ihm ins Gesicht und den Kopf hatte es gesenkt. Es hatte aufgegeben, sich zu wehren. Zwei der Degenerierten hatten es, unter dem rhythmischen Singsang der anderen zu dem Motorrad gezerrt und es dort festgemacht. Da hatte es sich noch gewehrt. Auch nachdem man es angebunden hatte, hatte es noch eine Weile geschrien und an den Stricken gezerrt, aber jetzt schien es aufgegeben zu haben und ließ die verheulten Augen ängstlich hin und her schweifen.

Es wartete.

Sie alle warteten.

Sie warteten auf die Abenddämmerung.

Auf die Dämmerung, mit der die Hunde kamen.

Ich blickte hoch zum Himmel. Die Sonne befand sich bereits seit einer Weile auf dem Rückzug und bald würde sie ganz untergegangen sein.

Ich überprüfte meine Ausrüstung. Für die Armbrust hatte ich nur noch vier Bolzen, und dann war da noch die Machete, die ich vor zwei Tagen aus einem Baumarkt mitgenommen hatte. An meinem Gürtel hatte ich noch eines dieser billigen Survival-Messer mit Kompass und Angelzeug im hohlen Plastikgriff, aber das Ding konnte man schwerlich als Waffe bezeichnen. Resigniert atmete ich aus. Nein, ich würde nichts für das Mädchen tun können. Selbst wenn es mir gelingen würde, das Mädchen zu befreien - was sollte ich denn mit dem Kind anfangen?

Ich konnte es nicht mitnehmen und alleine würde es früher oder später ohnehin bald verrecken. Ich traf meine Entscheidung, ließ mich hinter das ausgebrannte Auto sinken, über dessen Kühlerhaube ich gespäht hatte, und spannte die Armbrust.

Während ich den Bolzen einlegte, dachte ich nach. Ich musste warten, bis die Hunde wirklich aus den Kellern und Häuserschluchten herauskämen, um sich das Mädchen zu holen, und so die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würden. Falls

die Degenerierten meinen Schuss bemerken sollten, war es mehr als wahrscheinlich, dass sie Jagd auf mich machen würden.

Ich legte probenhalber auf das armselige, zitternde Ding an, prüfte die Windrichtung und sah zu, wie sich das Licht der Sonne langsam verabschiedete. Der pseudo-sakrale Singsang der Degenerierten wurde allmählich lauter und bald schon sah ich Bewegung in den Schatten der Gebäude, die den Platz säumten.

Die Hunde waren da.

Noch hielten sie sich in den Schatten der Ruinen auf, schlichen argwöhnisch um die Menschen herum, aber bald schon würden sie die Lage ausreichend sondiert haben und dann würde sie der Angstgeruch des Mädchens zum Angriff bewegen.

Durch das Zielfernrohr der Armbrust beobachtete ich das Kind, das die Hunde inzwischen auch entdeckt hatte und wimmernd und panisch versuchte, alle Bestien gleichzeitig im Blick zu behalten.

Der lockere Kreis, den die Hunde jetzt bildeten, wurde enger und enger, und für meinen Schuss wollte ich den Moment abpassen, in dem das erste Tier zum Angriff überging. Ich bildete mir ein, das bösartige, hungrige Knurren der Tiere hören zu können.

Wahrscheinlich hörte ich aber nichts, außer dem entfernten Singsang der elenden Kreaturen, die sich durch die Opferung des Mädchens Sicherheit vor den Bestien erkaufen wollten.

Diesmal würde das wahrscheinlich sogar funktionieren, denn ich war nicht in der Lage, mehr als acht der zottigen Kreaturen zu unterscheiden - und an dem Kind war genug Fleisch für sie alle.

Dann passierte es.

Das erste Tier, das größte, verließ seine Kreisbahn, das Mädchen schrie und riss sich an den Fesseln blutig, die Hunde heulten, bellten und knurrten, dann sprang das Alphamännchen und verbiss sich in die Knöchel des Mädchens. Der Schrei kippte ins Unerträgliche, als die zarte Haut aufplatzte und die Knochen zermalmt wurden.

Das war genug Ablenkung.

Ich drückte den Abzug.

In der Dämmerung konnte ich die Flugbahn des Bolzens nicht mit den Augen verfolgen, aber eine halbe Sekunde, nachdem ich abgedrückt hatte, drang ein schreckliches Geräusch an mein Ohr. Leise und kaum wahrnehmbar unter dem Schreien, dem Bellen und dem Knurren - das Geräusch, das entsteht, wenn Metall auf Metall trifft.

Ich hatte das Mädchen verfehlt und das Motorradwrack getroffen.

Die Schreie kamen mir mit einem Mal doppelt so laut vor, und ich schlug die Hände über die Ohren, während ich hinter der Kühlerhaube zu Boden sank, den Rücken an den rostigen Radkasten gelehnt und von meinem eigenen Versagen paralyisiert. Einen weiteren Schuss würde ich nicht wagen.

Es schien mir wie eine Ewigkeit, die ich zusammengesunken hinter dem zerstörten Auto wartete und den schrecklich nassen und reißenden Geräuschen lauschen musste.

Als ich wieder in der Lage war, mich aufzuraffen und diesen elenden Ort zu verlassen, blickte ich nicht zurück.

Die Gesänge der Degenerierten hatten aufgehört, und alles was an meine Ohren drang, war das Geräusch des Windes.

Ich schlich weg.

Versager.



Das war jetzt eine Woche her. Ich wachte immer noch Nacht für Nacht schweißgebadet auf und hatte dann die Geschehnisse jenes Abends erneut erlebt. Der Traum hatte mich auch heute aus dem Schlaf gerissen und ich setzte mich in meinem Schlafsack auf. Für einen Moment desorientiert, blickte ich mich um.

Keine Hunde.

Keine Degenerierten.

Stattdessen beleuchtete trübes, frühes Morgenlicht das Schlafzimmer des Hauses, in dem ich mich für den Moment niedergelassen hatte. Mein Rucksack lehnte zusammen mit der Armbrust an der Wand und die Machete lag auf der unbenutzten Hälfte des breiten Ehebettes, das ich mir als Schlafplatz ausgesucht hatte.

Ich war barfuß, trug nur meine schmutzstarrende Jeans, und der Rest meiner Kleidung bildete am Fußende des Bettes ein verworrenes Knäuel. Nach meinen jüngsten Erlebnissen mit den Degenerierten, die ihr Opfer an die Wildhunde darbrachten, war ich des Wanderns und Umherstreifens vorerst müde geworden.

In einem Vorort von Frankfurt fand ich, am Ende einer Sackgasse, ein von einem hohen Zaun umschlossenes Haus. Die Eingangstür war dem Wendehammer zugewandt und auf der Rückseite schloss sich ein von hohen Bäumen bewachsener, verwilderter Park an. Von dem Schlafzimmer im ersten Stock aus konnte ich die Straße überblicken, was mir ein vages Gefühl von Sicherheit gab.

Das Tor, das den etwas über mannshohen Zaun unterbrach, hatte ich mit einer Kette und einem Vorhängeschloss versehen und erlaubte mir deshalb, mich in der trügerischen Sicherheit etwas zu entspannen.

Ich hatte noch Konserven für drei Tage und es war mir ge-

lungen, einen Hasen zu schießen, der es irgendwie aus dem Park auf das eingezäunte Grundstück geschafft haben musste.

Verschlafen schaute ich die Straße entlang. Vorne hatte ein verwittertes Schild «Mittlerer Hasenpfad» verkündet. Der Asphalt hatte Risse bekommen und es sprossen Farne, Gras und hier und da sogar ein junges Bäumchen hervor. Auch die Vorgärten der anderen Häuser waren verwildert, und, wie überall sonst auch, drängte die Natur mit unbändiger Kraft in die Überreste unserer sogenannten Zivilisation.

Mit einem Einwegfeuerzeug, von denen ich immer eine Handvoll dabei hatte, entzündete ich einen Gasbrenner und erhitzte etwas Wasser in einer Blechtasse, um mir einen Instantkaffee anzurühren. Früher hätte ich so eine Plörre niemals getrunken, aber inzwischen kam sie mir vor wie der größte Luxus. Während ich an dem Gebräu nippte, ließ ich meinen Blick über den wolkenverhangenen Himmel schweifen.

Es war Herbst geworden.

Später am Tag würde ich den Dachboden und den Keller auf nützliche Gegenstände untersuchen. Für den Moment aber blieb ich auf dem Bett sitzen und trank meinen Kaffee. Noch immer musste ich an die Hunde denken. Im selben Maße, wie die Flora nach vorne drängte und den Raum einnahm, den der Mensch so plötzlich und auf so schreckliche Weise freige-

geben hatte, so sehr tat es auch die Fauna.

Aber das war nicht das eigentliche Problem. Das Problem war, dass die Tiere in den wenigen Jahren nach dem großen Krieg ohne den Einfluss des Menschen sehr schnell zu ihrem archaischen Verhalten zurückgefunden hatten. Hunde lebten jetzt wieder in Rudeln und sie waren wieder Jäger geworden. Darüber hinaus hatte der simpelste aller Mechanismen eingesetzt. In unserer schönen neuen Welt wurden die Schwachen und die Kleinen gefressen oder mussten verhungern. Es gab also im Verhältnis zu den Menschen nicht nur deutlich mehr gefährliche Tiere als vorher, sondern es waren in der Regel auch richtig große Biester mit scharfen Zähnen, die bereit waren, für ihr Essen zu töten.

Und so war es nicht nur mit den Hunden.

Eine sehr ähnliche Entwicklung hatte auch bei den Menschen stattgefunden. Da, wo es noch einen Rest von zivilisiertem Verhalten gab, hatten sich die Überlebenden zu stammesartigen Sozialgefügen zusammengetan. Jedes dieser Gefüge hatte seine eigenen Regeln entwickelt, die oft auf dem Recht des Stärkeren fußten und wenn man als Fremder auf eine solche Gruppe traf, musste man höllisch aufpassen.

Schon ein kleiner Streit konnte schnell in einem tödlichen Kampf enden. Es war besser, Menschen zu meiden. Menschen bedeuten Ärger. Selbst wenn diese noch versuchen sollten, ein

Mindestmaß an Zivilisation aufrechtzuerhalten.

Aber es gab auch noch andere. Die Degenerierten gehörten dazu. *Degeneriert* - so nannte ich jene Menschen, die so gut wie jedes Verhalten abgelegt hatten, das man vor dem Krieg als *menschlich* bezeichnet hatte.

Ob diese Entwicklung durch unser kollektives Trauma verursacht worden war, oder ob diese Menschen sich schon immer näher an der Grenze zum Tierischen befunden hatten, und nun - in Abwesenheit von Recht und Gesetz - ihre Veranlagung ungehemmt ausleben konnten, das wusste ich nicht und es spielte auch keine große Rolle.

Sie waren nicht viel mehr als Raubtiere, die in Gruppen umherzogen und stahlen, plünderten, mordeten und vergewaltigten, wo sie nur konnten. Meistens bestanden diese Gruppen aus Männern, hin und wieder waren aber auch Frauen dabei. Das Gefährliche und Widerliche an ihnen waren ihre Intelligenz und ihr Wille zu unnützer Grausamkeit. Die Versehrten waren eine andere Gruppe. Sie traf man dort an, wo Uranmunition in den Wänden steckte und biologische Kampfstoffe eingesetzt worden waren, oder dort, wo taktische Atombomben die großen Industrieanlagen in verseuchte Trümmerfelder verwandelt hatten.

Viele von ihnen hatten fast nichts Menschliches mehr in ihrem Aussehen. Verwachsen, verkrebst, verstümmelt, ohne

Zähne und von Krätze befallen, hatten auch sie sich in kleinen Gruppen zusammengefunden. Häufig lebten sie isoliert von den Gesunden, die nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollten. Sei es aus Angst vor Ansteckung oder einfach nur aus angeborenem, instinktivem Ekel. Manche von ihnen waren durch ihr Leiden wahnsinnig geworden, mit anderen hatte ich allerdings auch schon Tauschhandel treiben können. Aber selbst ich war bei diesen Gelegenheiten darauf bedacht gewesen, jeglichen Körperkontakt zu vermeiden. Selbstschutz. Einmal hatte sich mir eine versehrte Frau angeboten, auf der Suche nach Schutz und etwas Gesellschaft. Ich könne mit ihr machen, was ich wolle, hatte sie gesagt, nur sie alleine lassen - das sollte ich nicht.

Ich ließ sie allein und wanderte weiter.

Ich kann gar nicht genau sagen, warum ich dieses gigantische Schlachtfeld alleine durchstreifte. Es gab keinen Ort, an den ich wollte, keinen Menschen mehr, der mir wichtig war, und kein großes Ziel, das ich verfolgte. Im Grunde hätte ich mich genauso gut selbst töten können, wie es schon so viele vor mir getan hatten. Vor allem in den ersten Jahren nach dem Krieg.

Ich beschloss, nicht weiter darüber nachzudenken. Ich zog die Jeans und die Unterhose aus und begann, mich mit einem Stück Seife und dem Rest des Wassers aus der Plastikflasche

zu säubern. Jeden zweiten Tag besprühte ich mich großzügig mit Desinfektionsmittel, von dem ich drei kleine Flaschen aus einer halb eingestürzten Drogerie mitgenommen hatte. Da es keine medizinische Grundversorgung durch Ärzte und Krankenhäuser mehr gab, war es mehr als angeraten, auf die Hygiene zu achten. Eine Blase am Fuß konnte einem auf der Flucht zum Verhängnis werden, genauso wie ein Pilzbefall im Schritt. Ein entzündetes Ohr konnte der Grund dafür sein, dass man nicht hören konnte, wenn sich jemand oder etwas an einen heranschlich.

Man musste einfach auf sich achten.

Als ich fertig war, zog ich mich an. Zur Jeans kamen Socken, Lederstiefel und ein löchriges T-Shirt. Meine Machete nahm ich mit und den Rest meiner Habseligkeiten ließ ich im Schlafzimmer zurück, denn im Grunde rechnete ich hier nicht mit Ärger.

Als ich das Haus erreicht hatte, todmüde und niedergeschlagen, hatte ich als Erstes einen schnellen Blick in jedes der Zimmer geworfen, um mich davon zu überzeugen, dass auch wirklich niemand hier war. Die Tür zum Keller war fest verschlossen gewesen, deswegen hatte ich mich auch nicht weiter mit ihr befasst.

Am Ende meiner Durchsuchung war ich im Schlafzimmer angekommen, hatte die Tür mit einem Stuhl blockiert und

war schnell in einen erschöpften Schlaf gefallen. Jetzt ließ ich mir etwas mehr Zeit. Bei meiner Ankunft hatte ich nicht auf das Namensschild an der Tür geachtet, aber alles hier sah so aus, als wäre diese Familie vor dem Krieg recht wohlhabend gewesen. Man konnte es anhand der Einrichtung und des Inhalts der Kleiderschränke erkennen. Küche und Wohnzimmer waren offen und großzügig angelegt und nur durch eine Theke voneinander getrennt. In einer Vorratskammer, die an den Eingangsbereich grenzte, fand ich noch einige Konserven mit akzeptablem Haltbarkeitsdatum, die ich neben der Eingangstür stapelte. Es gab im Erdgeschoss noch eine kleine Toilette und ein größeres Badezimmer. Dort fand ich, im Spiegelschränkchen über den Waschbecken, eine noch eingeschweißte Zahnbürste, ein Heftchen mit Pflastern und ein paar Rollen mit Verbandsmull. Ich stopfte meine Beute in die Taschen der Jeans und wandte mich der Kellertür zu. Sie war immer noch abgeschlossen. Ich tastete ein wenig herum, und tatsächlich - oben auf dem Türrahmen lag ein Schlüssel.

Ich entriegelte das Schloss und öffnete, die Machete in meiner Rechten, die Tür. Lauschend starrte ich in die Dunkelheit.

Mist.

Dunkelheit.

Ich schloss die Tür wieder hinter mir und begann Schubladen und Schränke zu durchwühlen, bis ich eine kleine Ta-

schenlampe fand, die zu meinem großen Glück eine noch funktionsfähige Batterie ihr Eigen nannte. Anderen Strom gab es nicht mehr, dafür hatte der Krieg gesorgt. Für einen kurzen Moment musste ich an all die Atomkraftwerke denken, die nun unbeaufsichtigt, düster und bedrohlich dastanden und eine stumme, ungreifbare Gefahr für alles darstellten, was von der Welt noch übrig war. Ich konnte es nicht ändern, also schob ich den Gedanken wieder von mir.

Mit der kleinen Taschenlampe fühlte ich mich schon deutlich sicherer, als ich in den Keller hinabstieg. Unten angekommen, war ich sogleich erfreut. Im Raum rechts von mir befand sich eine gut ausgestattete Werkstatt. Arbeitsplatte, Schraubstock, diverses, inzwischen unnützes Elektrowerkzeug. Die Wand hing voll mit Hämmern, Feilen und Sägen und in den Schubladen gab es tausenderlei Nägel, Schrauben und Muttern. Alles war leicht chaotisch. Hierher hatte sich der Herr des Hauses zum entspannten Basteln zurückgezogen. Diese Annahme wurde durch einen halbvollen Kasten Becks bestätigt, der in einer Ecke auf dem Boden stand. Ich ließ den Strahl der Taschenlampe weiter wandern. Hinter der Tür waren einige Holzstücke gelagert, darunter ein paar Rundstäbe, aus denen ich mir Bolzen für die Armbrust fertigen wollte. Es gab noch einen weiteren Raum, der, abgesehen von Wäscheleinen, Waschmaschine und Trockner leer war und den Hei-

zungsraum, der auch nichts mehr von Nutzen beherbergte. Ich nahm mir eine Flasche Bier aus dem Kasten und verließ den Keller wieder.

Oben angekommen, an der Theke zwischen Wohnzimmer und Küche, öffnete ich die Flasche an der Kante und nahm einen tiefen Schluck. In diesem Moment fühlte ich mich fast glücklich.

Dann ließ ich vor Schreck beinahe die Flasche fallen.

Jemand schlich geduckt am Zaun entlang. Zuerst lediglich ein Schemen am Rand meines Sichtfelds, dann erkannte ich, dass es ein Degenerierter war.

Ich erstarrte, wollte ihm keinen Anlass geben, durch die Fenster zu blicken.

Er durfte mich nicht sehen.

Er durfte keinen Grund haben, das Haus zu betreten.

Ich brauchte die Sicherheit und den Schutz, den es bot noch eine kleine Weile.

Bitte, nur noch ein paar Tage ohne Anspannung und ohne über die Schulter sehen zu müssen.

Meine Hände zitterten, als ich beobachtete, wie er sich aus meinem Blickfeld entfernte. Zerlumppte Kleidung, mehr Löcher als Stoff, einen Speer in der schmutzig-schorfigen Hand, der aus einem langen Eisenrohr und einem Küchenmesser gemacht war und blutunterlaufene Augen in einem misstrauisch

dreinblickenden Gesicht.

Ich konnte nicht sagen, ob der Kerl zu *den* Degenerierten gehörte, die mir seit einer Woche Alpträume bescherten, aber sobald ich an diesen Abend dachte, kochte eine kalte Wut in mir hoch. Ich konnte ihn jetzt nicht mehr sehen und bewegte mich schnell von der Theke zum Küchenfenster, das der Straße zugewandt war.

Da war er wieder.

Etwas ratlos betrachtete er die Kette mit dem Vorhängeschloss, mit dem ich nach meiner Ankunft draußen die Torflügel verschlossen hatte. Dann suchte sein Blick die Fenster ab, und als er über mich glitt, fröstelte ich.

Er hatte mich nicht gesehen.

Einen Moment verharrte er noch, dann drehte er sich um und ging.

War er wirklich alleine, oder war er nur ein Späher, der seine Meute zur Beute führen sollte?

So leise es ging, hastete ich die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Der Ausblick von dieser erhöhten Position bestätigte meine Befürchtungen.

Ich sah zu, wie er sich vom Tor entfernte und dann stehen blieb. Er gestikulierte knapp, und kurz darauf traten sie aus dem verwilderten Vorgarten eines der benachbarten Häuser auf der rechten Seite der Sackgasse.

Zwei weitere Degenerierte.

Einer von ihnen trug ebenfalls einen improvisierten Speer, die andere Gestalt war eine Frau mit einem mit Nägeln gespickten Baseballschläger in der Hand.

Sie wechselten einige Worte miteinander, dann gingen sie gemeinsam die Gasse hinab. Einer der Männer schaute sich noch einmal um, und mir war, als hätten unsere Blicke sich getroffen. Ich blieb am Fenster stehen, bis sie nach circa sechzig Metern nach rechts in eine Straße abgebogen und ich sie nicht mehr sehen konnte. Ich bemerkte, dass ich die Bierflasche immer noch krampfhaft in der Hand hielt, zwang mich, den Griff zu lockern und nahm einen weiteren Schluck.

Dann noch einen.

Und noch einen.

Die letzte Gelegenheit, bei der ich Alkohol getrunken hatte, lag schon eine Weile zurück und so setzte recht bald ein warmes, wohlig-leichtes Gefühl in meinem Körper ein, das mir irgendwie unpassend vorkam. Ich setzte mich auf den Rand des Bettes und erlaubte mir einen kleinen Moment lang, dieses paradoxe Gefühl ungeachtet aller Gefahr zu genießen. Mit einem letzten, großen Schluck leerte ich die Flasche und überlegte, was ich tun sollte. Ich konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob der Degenerierte mich bemerkt hatte, aber als schließlich der letzte Tropfen Bier getrunken war, dämmerte mir etwas.

Ich hatte einen Fehler gemacht.

Das Vorhängeschloss am Tor.

Es hing innen.

Nicht außen.

Falls der Späher aufmerksam genug gewesen war, würde er bemerkt haben, dass sich hier jemand eingeschlossen hatte. Und dort, wo jemand lebte, da gab es Nahrung und dort konnte man plündern und morden. Andererseits konnte er nicht wissen, dass ich alleine war. Vielleicht würde sie dieses Unwissen davon abhalten, einen Vorstoß zu wagen?

Ich konnte also nicht mit Sicherheit sagen, ob sie versuchen würden hier einzudringen, aber ich verfluchte mich für meinen Fehler und beschloss, nicht länger hierzubleiben als nötig.

Ich raffte meine Habseligkeiten zusammen. Den Rucksack, die Armbrust und den olivgrünen Bundeswehr-Parka, der noch auf dem Schlafzimmerboden gelegen hatte und in einer dessen Seitentaschen sich die restlichen drei Bolzen für die Armbrust befanden. In der Schublade, in der ich die Taschenlampe gefunden hatte, war noch eine Packung mit passenden Batterien gewesen. Auch die nahm ich an mich, dann ging ich in den Keller zurück und schloss die Tür hinter mir ab. Als Allererstes spannte ich die Armbrust und legte einen Bolzen ein. Um sie griffbereit zu haben, platzierte ich sie auf dem linken Rand der Arbeitsplatte. Dann nahm ich mir einen weite-

ren Bolzen als Vorlage und fing an, zu arbeiten.

Zwei Werkstücke verhunzte ich, aber bei acht weiteren gelang es mir, aus den Rundstäben und langen Nägeln aus einer Schublade mit Hilfe von Holzleim, einem kleinen Bohrer und Hanfschnur improvisierte Geschosse zu basteln. Da sie keine Fiederung aufwiesen wie die Aluminiumbolzen aus dem Waffenladen, würden sie niemals so weit und gerade fliegen wie diese, aber auf kurze Entfernung konnte man mit ihnen sicherlich genug Schaden anrichten, um den einen oder anderen der Degs von etwaigen Angriffsabsichten abzubringen. Ich machte weiter. Mit einem Wetzstein schärfte ich die Machete und das billige Survival-Messer. Dann verließ ich den Keller wieder. Gerade noch wollte ich die Konserven, die ich an der Haustür gestapelt hatte, in meinen Rucksack packen und das Haus verlassen, da sah ich sie.

In einer kleinen Karawane kamen sie die Sackgasse entlang. Fünf oder sechs zerlumpte Gestalten mit Speeren gingen voran, dann folgten zwei Karren, ein vierrädriger Autoanhänger und ein Handwagen, die jeweils von nackten, abgemagerten Menschen gezogen wurden, denen man Stricke um den Hals gelegt hatte. Die Körper wirkten schwach und zerschunden. Besonders der Körper der Frau, die mit einem alten Mann zusammen den großen Autoanhänger ziehen musste.

Auf den Karren befanden sich Vorräte, Planen und Zelt-

stangen und noch einiges, was ich durch das dicke Glas neben der Haustür und durch die Streben des Zaunes hindurch nicht genau erkennen konnte.

Wieder hastete ich die Treppe zum Schlafzimmer hoch und versuchte dabei leise zu sein, obwohl die Prozession sicherlich noch vierzig Meter oder mehr entfernt war. Von hier sah ich schon deutlich mehr, und die Haare an meinen Armen stellten sich auf. Hinter den Karren trotteten, ebenfalls von Stricken an der Flucht gehindert, drei Kinder. Auf diese Entfernung schätzte ich das Alter der Kleinen zwischen acht und elf Jahren.

Es musste tatsächlich dieselbe Degeneriertengruppe sein, auf die ich vor einer Woche gestoßen war. Am Ende der Karawane gingen noch einmal vier Degenerierte, mit Messern, Keulen und Speeren bewaffnet. Zwei von ihnen trugen zusätzlich Sportbögen mit Übersetzung und Köcher mit Pfeilen auf den Schultern. Das alles war aber im Moment nicht so wichtig.

Wichtiger war: Ich hatte einen Entschluss gefasst und der Anblick der Gefangenen hatte mich darin bestärkt.

Dieses Pack würde keine Kinder mehr von wilden Tieren zerfetzen lassen.

Nie wieder.



Meine neugewonnene Entschlossenheit hinderte mich indes nicht daran, Angst zu fühlen. Gebannt wie ein Kaninchen im Scheinwerferlicht beobachtete ich fäusteballend und schwitzend, wie dieser Zug der Elenden und Boshaften sein Lager direkt vor meinem Zaun aufschlug.

Deswegen waren die Späher da gewesen. Sie hatten heute keine leichte Beute gesucht, sondern einen sicheren Lagerplatz - und die Sackgasse war ideal, da die vermeintlich leeren Häuser, die Zäune und die verwilderten Gärten Blickschutz nach drei Seiten boten. Während ich beobachtete, wie die Degenerierten und ihre Gefangenen vor meinem Haus ihr Lager aufschlugen, versuchte ich die Lage zu analysieren. Im ersten Stock des Hauses war ich fürs Erste sicher vor Entdeckung. Bald schon konnte ich eine simple Hierarchie innerhalb der Gruppe ausmachen. Ein Kerl war etwas älter als der Rest, so um die fünfzig vielleicht. Er war von drahtiger Statur, als einziger nicht in Lumpen gekleidet und relativ hoch gewachsen. Er stand, von zwei kräftigen Männern flankiert, inmitten des Treibens und schien sich mit ihnen zu beraten. Der Rest der Truppe war damit beschäftigt, die von den nackten Gefange-

nen gezogenen Wagen zu entladen, oder aus den Nachbarhäusern brennbares Material herauszutragen und es in der Mitte des improvisierten Camps anzuhäufen. Die Gefangenen waren weiterhin an den beiden Karren festgebunden, hatten sich aber inzwischen auf den Boden gesetzt und versuchten mit gesenktem Blick, nicht den Unmut der geschäftig umhereilenden Degenerierten auf sich zu ziehen. Ab und an wurde dennoch einer von ihnen im Vorbeigehen geschlagen oder getreten und das schmerzerfüllte Aufkeuchen ließ die Degs jedes Mal spöttisch lachen. Einmal zeigte einer von ihnen in Richtung meines Hauses. Ein anderes Mal rüttelte sogar einer an der Kette, mit der ich das Tor verschlossen hatte, und mir wurde schlecht vor Angst.

Nicht.

Noch nicht.

Ich bin noch nicht so weit.

Der Anführer rief den Mann schließlich zur Ordnung. Es sei genug Holz für ein anständiges Feuer da. Um das Tor würde man sich morgen kümmern. So zumindest interpretierte ich die Gesten des Anführers.

Ich atmete auf.

Ja, ihr widerliches Pack, kümmert euch mal schön morgen um das Tor. Beachtet mich einfach gar nicht.

Ich sah ihnen noch eine Weile zu, bis ich wirklich sicher

war, dass sie es sich nicht doch noch anders überlegen würden. Die Karren hatten sie quer auf die Straße gestellt, so dass sie eine Barriere bildeten, die das Lager von der offenen Straße abschirmte. So waren sie von meinem Zaun, den beiden Nachbarhäusern und den Karren von allen Seiten vor Angriffen von anderen Banden und wilden Tieren geschützt. Die Zelte hatten sie abgeladen, aber nicht aufgebaut, sondern die Planen und Zeltstangen am östlichen Rand des Lagers abgelegt. Nahrungsmittel und Wasserbehälter waren in die Mitte des Camps gebracht worden, wo schon ein kleines Feuer aus geplünderten Möbeln und Büchern angefacht worden war. Der Anführer nahm, von seinen beiden Handlangern beschützt, mit dem Rücken zu mir Platz und den Blick hatte er der Straße zugewandt.

Auch die meisten anderen Degenerierten setzten sich im Kreis um die Feuerstätte, außer einem, der sich anschickte, das Essen zuzubereiten und zu diesem Zweck etwas, das aussah wie der alte Kadaver irgendeines nicht näher bestimmbareren Tieres, aus einem blauen Müllsack zerrte und zwei weiteren Männern, die mit geschulterten Speeren die Straße hinab liefen und etwa dreißig Meter vom Lager entfernt Stellung bezogen.

Wunderbar.

Ich schien tatsächlich eine gewisse Narrenfreiheit zu genie-

ßen, zumindest solange ich keinen Lärm machte und mich draußen oder an den Fenstern nicht blicken ließ. Der Anführer hatte jetzt ein kleines, in Leder geschlagenes Buch aus einer seiner Taschen geholt und schien es zu studieren. Der Rest der Gruppe unterhielt sich, und ab und an gab einer der Adjutanten scheinbar eine Anweisung mit etwas gehobener Stimme, wie ich an der Körpersprache ablesen konnte. Ich konnte die Worte nicht verstehen, aber es war auch so zu sehen, dass es keinen konkreten Grund für den scheinbaren Befehlston gab, da niemand mit irgendeiner sichtbaren Aktion darauf reagierte.

Es schien dabei nur um die Klarstellung der Hierarchie zu gehen. Ich warf einen letzten Blick auf die verwahrloste Gruppe. Die gespannte Armbrust lehnte ich schließlich neben dem Fenster an die Wand, wobei ich darauf achtete, nicht gegen den kalten Heizkörper unter dem Fenster zu stoßen, um keinen Lärm zu verursachen und mich aus Versehen zu verraten. Die beiden Aluminiumbolzen ließ ich zusammen mit denen, die ich selbst hergestellt hatte, auf dem Fensterbrett liegen und ging, mit meiner Machete in der Hand und dem Fahrtenmesser am Gürtel, runter ins Erdgeschoss.

Dort begann ich, meinen Plan in die Tat umzusetzen.

Während ich also das Haus, inzwischen zum zweiten Mal, nach brauchbaren Gegenständen durchsuchte, war mir eines

völlig klar: Wenn ich es wirklich mit einer solchen Übermacht aufnehmen wollte, musste ich mich vorbereiten.



Ich schlich vorsichtig und geduckt durch das ganze Haus und sammelte alles, was ich für nützlich hielt, im Eingangsbereich. Immer wenn ich einen Raum zur Gänze geplündert hatte, versuchte ich, die Tür zu diesem Raum zu blockieren. Manchmal gelang mir das durch simples Umdrehen eines Schlüssels, der sich noch im Türschloss befunden hatte, aber hin und wieder musste ich noch zu einem Besenstiel, einer Standlampe oder Ähnlichem greifen.

Es durfte nur einen einzigen Weg geben, um in das Schlafzimmer im Obergeschoss zu gelangen, denn von dort wollte ich meinen Angriff starten. Zunächst musste ich aber noch einmal in den Keller. Ich schloss die Tür so leise wie möglich auf und stieg die Stufen hinab. Hier lag noch ein kleines Beil, dort ein Hammer. Ich fand eine Flasche mit Lösungsmittel und etwa zwei Liter Benzin für eine Kettensäge, die allerdings nirgends zu sehen war.

Wieder im Erdgeschoss angekommen, ließ ich meinen Blick über den Plunder schweifen, den ich hier angesammelt hatte. Mit einem Mal kam mir mein Plan komplett idiotisch vor. Ich würde mit Sicherheit draufgehen. Andererseits, was war das

schon für ein Leben, das ich heute eventuell verlieren würde?

Ziellos, rastlos und sinnlos - mehr fiel mir im Moment nicht ein, um meinen Daseinszustand zu beschreiben, und ich wusste auch nicht mehr, ob es vor dem Krieg einmal anders gewesen war. Zur Gänze erschlaft und gedankenversunken stand ich noch einige Minuten herum, gefangen in einem Netz sich widersprechender Gedanken und schemenhafter Erinnerungen. Dann musste ich wieder an das Mädchen denken, das die Degenerierten den wilden Hunden geopfert hatten und an die drei anderen Kinder, die nach wie vor an den Karren vor dem Haus gefesselt waren. Schließlich machte ich mich wieder an die Arbeit.

In gewisser Weise arbeitete ich rückwärts, von der Eingangstür aus, bis hoch ins Schlafzimmer. Dabei war mir die ganze Zeit über bewusst, dass keine meiner Maßnahmen geeignet war, einen der Degenerierten wirklich zu töten. Vielmehr versuchte ich mit meinem Tun dafür zu sorgen, dass sie ihre zahlenmäßige Überlegenheit nicht gegen mich einsetzen und alle auf einmal über mich herfallen konnten. Wenn ich Glück hatte, würde ich zwei oder drei von ihnen erwischen, bevor sie über den Zaun geklettert wären. Die übrigen würden vermutlich versuchen, durch die Eingangstür oder durch eines der Fenster im Erdgeschoss in das Haus einzudringen. Aber egal, welchen Weg sie wählen würden, um zu mir zu ge-

langen und mich zu töten - am Ende würde jeder einzelne von ihnen im Eingangsbereich landen und versuchen, über die Treppe, die nach oben ins Schlafzimmer führte, an mich heranzukommen.

Irgendwann hatte ich meine Vorbereitungen abgeschlossen und befand mich wieder im Schlafzimmer. Mein Waffenarsenal hatte ich nicht nur um das Beil und den Hammer erweitert, sondern ich verfügte inzwischen auch über drei Molotowcocktails, die ich mir aus leeren Bierflaschen, dem Kettensägenbenzin und unter Zuhilfenahme eines alten Putzlappens zusammengebastelt hatte. Einen von ihnen deponierte ich neben der Armbrust, die immer noch an dem Heizkörper unterhalb des Fensters lehnte. Die anderen beiden platzierte ich am oberen Ende der Treppe. Während meine Hand mit den Feuerzeugen in meiner Tasche spielte, blickte ich aus dem Fenster.

Ich wurde nervös.

Das improvisierte Lager der Degenerierten hatte sich nicht verändert. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie viel Zeit meine Vorbereitungen in Anspruch genommen hatten, aber es schien nicht allzu lange gedauert zu haben. Die Gruppe saß immer noch um das Feuer versammelt. Die beiden Wachen am Nordende der Sackgasse waren immer noch auf ihrem Posten und der Anführer blätterte nach wie vor in seinem

kleinen Lederbüchlein.

Einen besseren Zeitpunkt als jetzt gab es nicht.

Ich hob die Armbrust auf und öffnete so leise wie möglich das Fenster. Dort unten hatte keiner etwas bemerkt und ich nahm den Hinterkopf des Anführers ins Visier. Durch das Zielfernrohr der Waffe konnte ich erkennen, dass sein Haar hier und da bereits grau wurde, aber das sollte seine Sorge nicht sein - viel älter würde er nicht mehr werden.

Ich atmete tief ein, hielt die Luft an - dann drückte ich ab.

Der Bolzen brauchte den Bruchteil einer Sekunde, um sein Ziel zu erreichen. Mit einem nassen, irgendwie knirschenden Geräusch drang das Geschoss von hinten tief in den Schädel des Anführers ein und riss ihn nach vorne. Das Buch fiel aus seinen Händen in den Dreck und sein Körper sank in sich zusammen. Ich wartete die Reaktion seiner Kameraden nicht ab, sondern bewegte mich, um nicht entdeckt zu werden, schnell vom Fenster weg und begann die Armbrust wieder schussbereit zu machen. Als ich die Sehne neu gespannt hatte und gerade dabei war, den Bolzen einzulegen, hörte ich die ersten Schreie.

Das Chaos dort unten und die Schrecksekunde der Degenerierten ausnutzend, trat ich wieder ans Fenster und zielte erneut. Die beiden Adjutanten hatten sich über die Leiche des Anführers gebeugt. Der Rest der Gruppe hatte nach den Waf-

fen gegriffen, und sie blickten sich argwöhnisch um. Noch hatte mich allerdings keiner entdeckt und jetzt ließ ich mir Zeit. Durch das Zielfernrohr suchte ich mir den Degenerierten aus, der am größten und gefährlichsten aussah. Er befand sich auf der anderen Seite des Feuers, hatte gerade seinen Speer aufgehoben und sah erschrocken aus. Ich nahm sein hässliches, von Pusteln versehrtes Gesicht ins Visier und wieder drückte ich ab.

Dieser Schuss traf nicht so gut wie der erste. Er verfehlte das Gesicht und der Bolzen bohrte sich unterhalb des linken Schlüsselbeins in den Brustkorb des Mannes. Er heulte auf vor Schmerzen, aber gleichzeitig hob er den Arm auf seiner unverletzten Seite und zeigte auf mich.

Ich war entdeckt.

Nun geschahen einige Dinge gleichzeitig. Ich war wieder dabei, meine Armbrust zu spannen, die beiden Adjutanten ließen von der Leiche ihres Anführers ab und griffen nach den Waffen und die beiden Bogenschützen auf der anderen Seite des Feuers legten Pfeile auf die Sehnen. Das ganze Lager war jetzt in Bewegung und es erhob sich ein großes Geschrei, an dem sich auch die Gefangenen beteiligten.

Die Degenerierten schrien vor Wut, die Gefangenen vor Angst.

Als ich den dritten und letzten meiner gefiederten Alumini-

umbolzen eingelegt hatte, waren die beiden Adjutanten schon halb über den Zaun geklettert und die Bogenschützen hatten ihre Waffen gespannt und auf mich angelegt. So schnell ich konnte, legte ich ebenfalls auf einen von ihnen an und drückte ab. Der Bolzen durchschlug seine Hand und sein Pfeil stieg hoch in den grauen Himmel auf. Ich ließ meine Armbrust fallen, griff nach dem Molotowcocktail und mit der anderen Hand nach einem der Feuerzeuge. Ich wollte den Brandsatz nach den beiden Adjutanten werfen, sobald diese den Zaun hinter sich gebracht hätten. Der Stofffetzen am oberen Ende des Molotowcocktails hatte gerade Feuer gefangen, als ein Pfeil an mir vorbeizischte und hinter mir in die Wand schlug. Als der langsamere der beiden Adjutanten gerade seine Füße auf den Boden setzte, schickte ich das flammende Wurfgeschoss auf seinen Weg. Ich hatte den Wurf etwas zu hastig ausgeführt. Die Flasche zerschellte einen Meter von dem Kerl entfernt auf dem Boden, es gab eine helle Stichflamme, und er wurde von einem Sprühregen brennender Flüssigkeit erfasst.

Ich sprang vom Fenster zurück, gerade rechtzeitig, denn schon kam ein zweiter Pfeil angefliegen und verfehlte mich nur knapp. Ich überlegte, was ich tun sollte.

Sollte ich ein weiteres Mal mit der Armbrust aus dem Fenster schießen?

Oder sollte ich mich besser darauf vorbereiten, dass sie das

Haus bald stürmen würden?

Nein, nicht mit der Armbrust!

Zum einen hatte der verbleibende degenerierte Bogenschütze sich inzwischen sicher auf das Fenster eingeschossen und zum anderen standen mir nur noch meine selbstgebastelten Bolzen zur Verfügung. Die präziseren Aluminiumbolzen hatte ich schon alle verbraucht. Die Entscheidung war also gefallen. Während ich, um nicht doch noch von einem Pfeil getroffen zu werden, geduckt das Schlafzimmer durchquerte, lauschte ich gespannt.

Die Degenerierten stießen immer noch Wutschreie aus und die, die ich verletzt hatte, schrien vor Schmerz und verliehen ihrem Zorn Ausdruck. Metallisches Klappern, das Rascheln von Kleidung und ein Schleifgeräusch verrieten mir, dass weitere Degs gerade dabei waren, den Zaun zu überklettern. Im Erdgeschoss ließen laute, dröhnende Schläge die Haustür erzittern und hinter mir schlug ein Pfeil in die Schlafzimmertür ein und ließ sie in den Angeln quietschen, als sie sich daraufhin etwas bewegte. Zum vierten Mal spannte ich oben auf der Treppe die Armbrust und legte einen von den selbstgebauten Bolzen ein. Durch das kleine Fenster neben der Haustür konnte ich schemenhaft erkennen, wie sie sich sammelten. Allerdings war der Winkel etwas ungünstig, und so konnte ich nicht wirklich sehen, wie viele es waren. Noch während ich

die Tür ins Visier nahm, die von den schweren Schlägen der Degenerierten erzitterte, hörte ich im Erdgeschoss eine Scheibe klirren.

Einer versuchte es wohl durch das Wohnzimmer.

Plötzlich gab die Eingangstür mit einem berstenden Geräusch nach, sprang auf und eine zerlumpte Gestalt stürmte durch den Türrahmen. Ich zog den Abzug durch und der Bolzen traf den Oberkörper des Degenerierten. Mit einem entsetzten, ungläubigen Ausdruck in den Augen starrte er auf den Holzschaft, der aus ihm herausragte. Dann ging er unter dem Ansturm seiner nachdrängenden Kameraden zu Boden. Er fiel vornüber und der Bolzen verschwand zur Gänze in seinem Leib. Während ich mit schwitzigen Fingern versuchte, die zuvor an der Treppe deponierten Molotowcocktails anzuzünden, sah ich, wie drei weitere Degenerierte über die Leiche ihres Kameraden stiegen und den Eingangsbereich einnahmen.

Der ungewöhnliche Anblick, der sich ihnen bot, war es, der verhinderte, dass sie sogleich die Treppe hinaufstürmten, um mich in Stücke zu hacken. Kreuz und quer, im gesamten Eingangsbereich hatte ich ein Netz und Fußangeln aus Schnüren, Gürteln, miteinander verknoteten Stromkabeln und Schnürsenkeln gespannt. Allerdings schien mein Plan nicht aufzugehen. Ich hatte erwartet, dass sie sofort auf mich losstürmen

würden, nur um sich dabei in den Schnüren zu verheddern und zu fallen und so leichte Ziele für mich abzugeben, aber da hatte ich mich wohl getäuscht.

Der kurze Moment der Starre war vorüber, als ich die Luntten der beiden Molotowcocktails endlich angezündet hatte.

In dem Moment, in dem ich zum ersten Wurf ausholte, begannen sie hektisch auf die ersten Schnüre und Kabel einzuhacken, die zwischen ihnen und mir gespannt waren und an ihnen zu zerren.

Was sie allerdings nicht bemerkten, war die Tatsache, dass einer von ihnen in einer von mir platzierten Lache aus Lösungsmittel stand.

Als der erste der beiden Molotowcocktails auf dem Boden explodierte, die hochprozentige Flüssigkeit entzündete und den Deg in eine lebendige, kreischende Fackel verwandelte, barst mit einem Mal die Wohnzimmertür auf und die Frau mit dem mit Nägeln gespickten Baseballschläger sprang in den brennenden Eingangsbereich. Ich warf den zweiten Brandsatz nach ihr, aber statt auf dem Boden zu ihren Füßen zu zerschellen, kullerte die Flasche einfach weiter und setzte lediglich einen Vorhang weiter hinten in Brand. Qualm, Feuer und Geschrei waren jetzt allgegenwärtig.

Noch während ich beobachtete, wie sich in ihrem Gesicht ein höhnisches Grinsen breitmachte, nahm ich wahr, dass die

anderen Degenerierten mein Netz zerschlagen hatten und sich anschickten, die Treppe zu stürmen.

Der erste von ihnen, der einen Fuß auf die Stufen setzte, rutschte in einer Pfütze aus Seife und Salatöl aus und fiel nach vorn. Dadurch wurde der Weg für seine Kameraden kurzfristig blockiert, und mir blieb genug Zeit, das Beil und den Hammer zu werfen. Das Beil traf die Degeneriertenfrau leider nur mit dem Stiel am Oberkörper, aber der Hammer, den ich direkt danach geworfen hatte, traf sie mitten ins Gesicht, brach ihr die Nase und nahm einige Zähne mit sich, als er zu Boden fiel. Die Hände vor ihre blutige Fresse geschlagen und laut und gurgelnd schreiend suchte sie das Weite. Bis hierhin war es unglaublich gut für mich gelaufen, aber spätestens jetzt war mein Überraschungsvorteil dahin.

Derjenige der Adjutanten, den ich draußen am Zaun nicht mit dem Molotowcocktail erwischt hatte, stieg gerade über seinen gestürzten Kameraden hinweg und sprang dann, mit einem gefährlich aussehenden Messer in der Hand, auf mich zu. Unten vor der Haustür konnte ich durch die Flammen hindurch die Silhouetten weiterer Degenerierter sehen, die sich anschickten, das Schlachtfeld zu betreten.

Zu viele ...



Als ich langsam erwachte, konnte ich zunächst nur Schemen erkennen. Seltsame, nackte Gestalten und Schatten schienen im Kreis um mich herumzueilen, zu wabern, sich zu materialisieren und dann wieder aufzulösen, zu kommen und zu gehen.

Undefinierbares Gemurmel, leise, kurze Wortwechsel und das Rauschen und Knistern eines brennenden Feuers vermischten sich mit dem zischenden Geräusch, das entsteht, wenn kochendes Fett in die Flammen tropft. Eine der Gestalten goss mir etwas Wasser in den Mund, nur einen kleinen Schluck, aber es tat mir unglaublich gut, die kühle Flüssigkeit in meinem Rachen zu spüren.

Als ich schlucken wollte, durchzuckte ein heftiger Schmerz meine Kehle und sorgte dafür, dass ich aus meinem Dämmerzustand auftauchte.

Mein Blick gewann langsam wieder an Schärfe.

Über mir, am Himmel, schien die Sonne beinahe untergegangen zu sein und die Wolken, die vom Abendwind zu bizarren Gebilden verwirbelt wurden, leuchteten noch schwach in ihrem sterbenden Licht. Eine Weile beobachtete ich dieses

alltägliche Schauspiel, das mir in diesem Moment so wundervoll vorkam und fast schon wollte ich meine Augen wieder schließen und mich in die tröstliche Schwärze meiner Träume zurückfallen lassen, als es mir wieder einfiel.

Der Kampf.

Die Degenerierten.

Das brennende Haus.

Die Gefangenen.

Adrenalin und Panik ließen mich hochschnellen.

Ich bereute es sofort.

Der Schmerz, der mich durchzuckte, schien von unmöglich vielen Stellen meines Körpers gleichzeitig zu kommen. Willig ließ ich mich von dem alten Mann, der inzwischen, mit einem Lumpen als Lendenschurz, seine Blöße bedeckt hatte, sanft zurück in meine liegende Position drücken. Er machte mit den Händen eine beruhigende Geste.

«Sie sind weg?», fragte ich kraftlos.

«Ja.»

«Alle?»

«Nur die, die noch laufen konnten.»

«Welche?»

«Eine der beiden Frauen und der, dem du in die Hand geschossen hast. Die anderen sind tot.»

«Gut.»

Ich nickte, und er lächelte zahnlos.

Grausige Bilder drangen in mein Hirn.

Ich erinnerte mich.

Ich weiche Schlägen und Stichen aus, haue um mich, schlaege mit der Machete nach einer Hand und steche mit meinem Messer in ein Gesicht, lasse einen tödlich verletzten Degenerierten hinter mir liegen und wende mich dem Nächsten zu. Ein Speer dringt in meine Schulter, dumpfer, roter Schmerz kocht hoch, Schmerz und Todesangst. Ein Schlag ins Gesicht treibt mich zurück und reißt damit auch den Speer aus meinem Körper. Panik und Übelkeit, als ich mein eigenes Blut sehe. Hände schließen sich um meinen Hals. Sie sind entsetzlich stark und die Haut der Finger fühlt sich an wie Schmirgelpapier. Zusammen rollen wir die Treppe hinunter, ein Knäuel aus menschlichen Körpern, Schmerz im Rücken und im Steiß. Der Rauch des brennenden Vorhangs beißt mir in den Augen, lässt sie tränen. Es gelingt mir, durch den Sturz etwas Bewegungsfreiheit wiederzuerlangen und ich beiße der starken Hand den kleinen Finger ab. Blut schießt in meinen Mund, aber ich unterdrücke den Drang, zu kotzen und stoße dem Degenerierten über mir die Klinge meines Messers seitlich durch den Hals. Er bricht auf mir zusammen und sein Gewicht drückt mich nieder. Ich schaffe es nicht, ihn von mir herunterzurollen. Er röchelt, sein Mund spuckt zischende

Laute direkt in mein Ohr hinein und ich sehe, wie einer seiner Kameraden neben mir auftaucht und eine gigantisch aussehende, mit Nägeln besetzte Keule mit beiden Armen nach oben reißt, um sie gleich, mit aller Gewalt, in mein Gesicht zu schlagen, als eine Pfeilspitze von hinten den Brustkorb der Gestalt durchdringt und ein roter Sprühregen auf mir niedergeht. Die Keule entgleitet den Händen der zerlumpten Kreatur und ich kann sehen, dass es die Frau ist, deren Gesicht ich mit dem Hammer so schrecklich entstellt hatte.

*Sie ist zurückgekommen*, denkt ein Teil von mir erstaunt.

Gerade nehme ich weiter hinten den schmalen Schatten mit dem Bogen in der Hand wahr, dann wird alles schwarz, als die Keule, von der Schwerkraft unaufhaltsam nach unten gezogen, meinen Kopf trifft.

Die von der Degeneriertenbande versklavten Menschen mussten zu den Waffen gegriffen haben, als sie die Situation endlich erfasst hatten. Langsamer und vorsichtiger als beim ersten Mal setzte ich mich auf, und was ich sah, bestätigte meine Annahme.

Rund um die Feuerstelle, auf der der aufgespießte Tierkadaver vor sich hin briet und einen immer köstlicher werdenden Duft entwickelte, lagen Leichen mit schrecklichen Wunden.

Einem Degenerierten stak noch ein Speer im Magen. Der to-

te Körper eines etwa achtjährigen Jungen, dessen blonder Schopf zur Hälfte blutig-rot gefärbt war, lag unter ihm begraben. Ein alter, wie alle Sklaven ebenfalls nackter Mann lag mit einem Pfeil im Rücken auf dem Bauch. Ein weiterer Degenerierter schien mit einem Speer an das Holz eines der Karren genagelt worden zu sein. Sein Kopf hing schlaff herab. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen und war froh darüber. Es lagen noch mehr Leichen herum, aber ich schenkte ihnen keine weitere Beachtung. Sie waren tot und das war gut und ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die Lebenden.

Der alte Mann neben mir blickte prüfend in mein Gesicht, wahrscheinlich bereit, mich wachzuhalten, falls ich Anstalten machen sollte, erneut bewusstlos zu werden. Auf der anderen Seite des Feuers sah ich, wie eine Frau mit einem Bogen über der Schulter und ein kleines Mädchen auf dem - auf *unserem* - Schlachtfeld Waffen zusammentrugen, die niemand mehr führen würde, und sie auf einem der Karren sammelten.

«Das ist Wanda», sagte der Alte. «Sie hat dich gerettet.»

«Und das Kind?»

«Mariam.»

«Wer noch?»

«Keiner.»

«Und du?»

«Ich bin Thomas.»

Ich nickte, und als die Pause, die unser kurzes Gespräch unterbrochen hatte, lange genug geworden war und Thomas merkte, dass ich ihm meinen Namen für den Moment nicht nennen würde, sagte er:

«Komm, hilf mir mal, einen Blick unter deine Klamotten zu werfen, damit wir nachsehen können, wie schwer du wirklich verletzt bist. Du siehst fast schon aus wie einer von denen da.»

Er nickte in Richtung der Toten. Ich konzentrierte mich auf meinen Körper. Der Hals tat weh, die linke Schulter pochte dumpf und heiß, genauso wie mein Steißbein. Als ich versuchte, mein blutiges, zerfetztes T-Shirt über den Kopf zu ziehen, ließ ich es augenblicklich wieder bleiben. Ein erneuter Schmerz stach in mein Gehirn. Eine oder mehrere meiner Rippen mussten, den Schmerzen nach zu urteilen, gebrochen sein. Ich verlieh meiner Sorge Ausdruck und Thomas runzelte die Stirn. Nach einem kurzen Moment des Zögerns ging mir Thomas zur Hand und gemeinsam schafften wir es, langsam und vorsichtig, meinen geschundenen Körper bis auf die Unterhose zu entkleiden. Nachdem Thomas mich begutachtet hatte, nickte er.

«Nein. Keine Brüche. Wirst's überleben.»

Und tatsächlich: Zwar war mein gesamter Körper von Blutergüssen, bereits etwas schorfigen Kratzern und Prellungen

übersät, aber außer der Wunde in der Schulter war keine größere Verletzung zu finden.

«Wir werden trotzdem erstmal hierbleiben müssen», meinte Thomas.

«Wir?», fragte ich. Er sah mich an.

«Wir brauchen auch eine Pause.»

Er deutete vage in Richtung von Wanda und Mariam.

Ja, da konnte er Recht haben.

«Und das da ...» Er zeigte auf meine Schulter. «... werden wir wohl irgendwie ausbrennen müssen.»

Ich wich seinem Blick aus, verdrängte den Gedanken, obwohl ich natürlich wusste, dass er auch damit Recht hatte. Einer Infektion der Wunde musste auf jeden Fall vorgebeugt werden. Allerdings dachte ich eher an sterile Verbände und Antibiotika, als an glühendes Eisen und noch mehr Schmerzen. Wir würden sehen.

Um ihn abzulenken sagte ich:

«Wir sollten uns erstmal auf die Nacht vorbereiten», und nickte hoch, zum dunkler werdenden Himmel.

«Ja. Ich helfe den beiden. Willst du wieder in dein Haus zurück?»

Die Art, auf die er fragte, sagte mir, dass er keinen besonderen Wert darauf legte. Wahrscheinlich hatte keiner von uns große Lust dazu, die Nacht in einem Haus voller Toter zu ver-

bringen, aber ich gab zu bedenken:

«Es hat einen Zaun.»

«Ja, den hat es. Aber ich denke, hier draußen liegt genug Fleisch für die Hunde. Wir können diese eine Nacht wohl auf den zusätzlichen Schutz verzichten. Oder?»

Er blickte in die Richtung der Leichen.

Ich gab ihm Recht.

Die Hunde würden uns nicht behelligen, wo es hier doch so viel Aas gab, das sie ohne einen Kampf erbeuten konnten. Ich beobachtete also auf dem Boden sitzend, wie Wanda, Mariam und Thomas alles, was ihnen nützlich schien, in das leichenfreie Nachbarhaus auf der Westseite der Sackgasse trugen.

Geplünderte Vorkriegs-Nahrungsmittel, mehrere der blauen Müllsäcke, die, wie ich inzwischen wusste, wohl Jagdbeute der Degenerierten enthielten, zwei große Kanister mit Wasser und eine Handvoll kleinerer Feldflaschen, Waffen und allerhand andere Gerätschaften fanden so ihren Weg in unseren neuen Unterschlupf. Ich wunderte mich, was mit meinen eigenen Waffen geschehen war. Ich würde später nach ihnen fragen.

Den Dreien gelang es dann in relativ kurzer Zeit, ihre Arbeit zu beenden. Neben dem Sammeln der Besitztümer hatten sie die Leichen der Degenerierten auch, unter viel Geschnaufe und Gefluhe, noch ein gutes Stück nach Norden geschleift, fast bis ans offene Ende der Sackgasse.

Das war gut. Wir mussten die Hunde nicht fressen sehen. Die Leichen der anderen Gefangenen wickelten sie vorerst in Zeltplanen ein und legten sie im Vorgarten des Hauses ab. Schließlich wandten die Drei sich mir zu, und Wanda und Thomas schickten sich an, mir aufzuhelfen. Mariam, die mir die ganze Zeit über schon scheue Blicke zugeworfen hatte, blieb dabei ein ganzes Stück zurück und schaute schüchtern zu. Als die beiden mich auf die Füße zogen, durchschoss eine hell gleißende Pein meinen rechten Knöchel.

«Scheiße!», fluchte ich mit zusammengebissenen Zähnen in mich hinein. Also war doch etwas kaputt.

Am Ende stützte ich mich gleichermaßen auf Wanda und Thomas und gemeinsam bugsierten sie mich an den Haufen von Waffen und anderem Kram vorbei auf die Ledercouch, die im Erdgeschoss unseres neuen, gemeinsamen Unterschlupfes stand. Mariam hatte den für ihre Größe viel zu schwer aussehenden Bratenspieß vom Feuer genommen und schloss umständlich und unter großer Konzentration die Haustür hinter uns, ohne ihn fallen zu lassen.

Das Feuer ließen wir brennen.

Eine Weile saß ich mit halb geschlossenen Augen auf der Couch und sah den Dreien zu, wie sie geschäftig eine Art Mahlzeit aus dem gebratenen Fleisch und einigen Konserven zusammenstellten.

Die Einrichtung dieses Hauses war, nach dem, was ich von hier aus sehen konnte, zu urteilen, ein wenig einfacher und von geringerer Qualität als die des Hauses, das ich mir vorher zum Versteck auserkoren hatte.

Das nahm ich allerdings nur am Rande wahr, denn in diesem Moment war ich einfach nur unglaublich froh darüber, dass keiner meiner neuen Bekannten zu erwarten schien, dass ich mich an der Arbeit beteiligte, denn mehr als einmal ließ mich die vergangene Anstrengung kurz wegnicken. Ich kämpfte mich immer wieder mühsam aus dem Schlaf zurück in die Realität, in meinen schmerzerfüllten Körper hinein.

Ich war einfach zu neugierig auf diese Menschen und in einer irrationalen, dunklen Ecke meines Verstandes hielt ich es immer noch für möglich, dass sie mich vielleicht töten würden, wenn ich das Bewusstsein verlöre - auch wenn Thomas sich bisher genau gegenteilig verhalten hatte. Irgendwer hatte zwei Kerzen auf den Tisch gestellt und die Rollläden heruntergelassen, damit wir im Licht kein leichtes Ziel abgeben würden, denn draußen war es inzwischen vollständig dunkel geworden.

Nackt war schon lange keiner mehr von ihnen. Ich war mir sicher, dass es so ziemlich das Erste war, was jeder von ihnen nach Ende des Kampfes getan hatte - sich etwas anziehen, meine ich.

Die Nacktheit war nicht nur eine Demütigung gewesen, die die Degenerierten ihren Gefangenen zumuteten. Durch die resultierende, absolute Schutzlosigkeit entstand auch eine psychische Barriere, die die Versklavten daran hindern sollte, an so etwas wie Widerstand oder Flucht auch nur zu denken. Verletzlicher und machtloser konnte man sich nicht fühlen. Umso höher war es den Dreien anzurechnen, dass sie dennoch den Kampf aufgenommen und mir geholfen hatten.

Wanda bewegte sich geschickt durch den Raum, humpelte aber leicht auf einem Bein und ein feiner, roter Schnitt zog sich quer über ihre linke Wange. Ihr Haar war dunkel, irgendwo zwischen schwarz und braun, schulterlang und leicht gelockt. Auf den ersten Blick wirkte sie sehr zierlich, aber bei genauerem Hinsehen bemerkte man, dass sie schlicht und einfach aufgrund von zu wenig und zu schlechter Nahrung abgemagert war. Das galt im selben Maße für Thomas, der, wenn er seine gerade Haltung, die aufrechtzuerhalten ihn ohne Zweifel sehr viel Kraft kostete, aufgab, sein Volumen geradezu zu halbieren schien.

Von den Dreien sah Mariam am gesündesten aus. Zwar war auch ihr kleiner Körper von Kratzern und Narben übersät, wie die aller anderen auch, aber ich war mir sicher, dass die erwachsenen Gefangenen den Kindern viel von ihren eigenen, spärlichen Rationen abgeben und sich selbst nur das Nötig-

te zugestanden hatten.

Irgendwie machte mich dieser Gedanke fast schon glücklich, denn er zeigte, dass ich mich richtig entschieden hatte, dass sie es wert waren, mein Leben für sie aufs Spiel zu setzen.

So edel das auch klingen mochte, in Wirklichkeit konnte ich nicht genau sagen, ob es mir tatsächlich nur um das Leben der Gefangenen gegangen war, oder ob ich nur nicht mit meinem eigenen, ursprünglichen Versagen eine Woche zuvor zu-rechtkam.

War es das? Irgendwas dazwischen, schätze ich.

Die Drei saßen jetzt am Tisch und verteilten das Abendessen auf die Teller.

Auf vier Teller.

Ich nahm diese stille Einladung an, hievte mich von der Couch hoch und humpelte zu dem freien Stuhl. Bis jetzt hatte keiner ein Wort mehr gesagt, als es nötig war, aber als ich am Tisch Platz genommen hatte, löste sich der erste Knoten.

Mariam wartete gerade so lange, bis ich mein schmerzendes Steißbein vorsichtig auf dem ungepolsterten Stuhl platziert hatte, dann begann sie, schlagartig und hemmungslos, mit ihren beiden kleinen Händen einen Streifen gebratenes Fleisch und ein Brötchen zum Fertigbacken, das Thomas über einer Kerzenflamme quasi getoastet hatte, in ihren Kindermund zu schaufeln, verschluckte sich, hustete und spuckte das kaum

zerkaute Essen zurück auf ihren Teller.

Thomas schmunzelte leicht, dann meinte er trocken:

«Vielleicht sollten wir doch lieber das gute Silber nehmen? Oder was meint ihr?»

Da war der Damm gebrochen. Wir alle fingen hemmungslos an zu lachen, konnten uns gar nicht mehr einkriegen. Auch Mariam, auf deren Kosten wir uns gerade amüsierten, stimmte mit ein, und wir mussten uns anhören wie ein Haufen Wahnsinniger. Es war nicht nur Mariams kleine Slapstickeinlage gewesen. Der Gedanke, mit Messer und Gabel zu essen kam jedem von uns, jetzt, lange nach dem Zusammenbruch der alten Welt und nach dem ganzen Töten, das hinter uns allen lag, völlig absurd vor.

Als wir uns wieder beruhigt hatten und die Erinnerungen wieder verblasst und verschwunden waren, sagte Wanda:

«Wisst ihr, vielleicht sollten wir das tatsächlich machen», stand auf, durchwühlte einige Schubladen und verteilte dann Messer und Gabeln an uns alle.

Einen Moment lang zögerte ich, aber als Mariam und Thomas nach dem Besteck griffen und es versonnen zwischen ihren Fingern drehten, griff auch ich danach, spießte vorsichtig ein Stück Fleisch auf die Gabel und schnitt mit dem Messer davon ab.

Kurz darauf aßen wir alle schweigend und genossen den

Geschmack der Nahrung, das vage Gefühl von Nostalgie und die Tatsache, dass wir noch am Leben waren.

Mir fiel auf, dass Mariam Schwierigkeiten hatte und nicht wusste, wie man das Besteck richtig verwenden sollte.

Sicher.

Niemand hatte es ihr beigebracht.

Sie war zu jung.

Aber sie lernte schnell.

Bald hatte jeder die ihm zugedachte Portion restlos vertilgt und es machte sich ein verlegenes Schweigen breit. Schließlich ergriff Thomas das Wort.

«Wir sind alle müde. Aber ich denke, dass Mariam und du ...» Er schaute mir kurz ins Gesicht. «... durchschlafen solltet. Wanda und ich werden uns mit der Wache abwechseln.»

Zuerst wollte ich abwehren, einwenden, dass ich sehr wohl in der Lage war, ebenfalls eine Wachschicht zu übernehmen, aber als Wanda ihm beipflichtete und meinte, dass es so - zumindest für heute Nacht - wohl am besten sei, ließ ich es sein und fügte mich.

Ich rollte mich satt, aber mit einem flauen Gefühl im Magen auf der Couch zusammen. Planten die beiden etwas?

Wir hatten nicht viel gesprochen und in mir entbrannte ein Kampf zwischen dem mir eigenen Misstrauen anderen Menschen gegenüber und dem gnadenlosen Bedürfnis meines

Körpers nach Schlaf.

Es war eher ein Schaukampf und am Ende siegte der Schlaf mühelos.



Am nächsten Morgen wachte ich irgendwie verkatert auf. Im Wohnzimmer sah ich keinen von den Dreien, aber ich konnte Geräusche und Bewegungen im Haus wahrnehmen. Ich setzte mich auf. Dem Licht nach zu urteilen, hatte ich bis weit in den Mittag hinein geschlafen. Mein Magen knurrte schon wieder und ich musste pissen. Ich stand auf. Die Schulter pochte noch immer, das Steißbein tat immer noch höllisch weh, meine Rippen sandten unaufhörlich Schmerzimpulse an mein Gehirn, aber mit dem Fuß schien es schon ein wenig besser zu gehen.

Immerhin.

Ich trat an den Tisch, an dem wir gestern unser gemeinsames Festmahl zu uns genommen hatten. Fein säuberlich aufgereiht, vom Blut der Degenerierten befreit, lagen dort, zwischen dem schmutzigen Geschirr und dem guten Besteck, meine Machete, mein Fahrtenmesser und meine Armbrust. Auch zwei der Aluminiumbolzen und vier von den Selbstgebastelten lagen in Reih und Glied für mich bereit.

Ein deutlicheres Zeichen von Vertrauen hätte ich mir nicht wünschen können. Versonnen betrachtete ich das zwiespältige

Stilleben vor meinen Augen.

Am Ende ließ ich meine Waffen auf dem Tisch liegen und ging nachsehen, was die anderen taten. Von oben hörte ich ein helles Lachen und Kichern und das Plätschern von Wasser auf Keramik. Wanda und Mariam waren wohl im Badezimmer und wuschen sich. Sollte ich wohl auch mal wieder machen.

Während ich weiterging, spähte ich beiläufig nach einem Wasserkanister. Thomas traf ich draußen vor der Haustür. Auch er roch noch ein bisschen nach Seife und von dem säuerlichen Altmännergeruch, den ich gestern an ihm wahrgenommen hatte, war nichts mehr zu bemerken. Ich kam mir vor wie ein verwesendes Stinktief, als ich neben ihm stand. Er nickte in Richtung des Leichenhaufens am Nordende der Sackgasse.

«Die Hunde waren da. Haben ganz schön zugeschlagen.»

Er sah mich prüfend an und erkundigte sich:

«Wie geht es dir?»

«Ganz okay in Anbetracht der Umstände», sagte ich und er nickte und brummte dann leise.

«Gestern Abend habe ich noch mit Wanda gesprochen. Wir haben beschlossen, noch so lange hierzubleiben, bis du wieder ganz gesund bist.»

«Das müsst ihr nicht.»

Thomas grinste schief.

«Du bist kaum dazu in der Lage, uns davon abzuhalten, oder?», lächelte er.

Einen Moment lang wollte ich zu einer Antwort ausholen, aber dann ließ ich es sein.

Er hatte Recht.

Um mir nicht komplett den Wind aus den Segeln nehmen zu lassen, erwiderte ich: «Aber ich will wieder hinter den Zaun. Drüben im anderen Haus ist es sicherer. Wir müssten allerdings noch die Toten wegräumen und das eingeschlagene, oder am besten gleich alle Fenster sichern und ordentlich lüften.»

Thomas nickte wieder.

«Im Grunde eine gute Idee. Aber für den Moment ...», er tippte mir unsanft gegen die Speerwunde an meiner Schulter «... müssen wir uns erstmal darum kümmern, dass du keine Infektion bekommst.»

Er lächelte über meine nun folgenden Bemühungen, ihn vom Ausbrennen der Wunde abzubringen, aber am Ende ließ er mich gewähren. Ich würde fürs Erste mit meinem Desinfektionsmittel arbeiten und mir, sobald mein Fuß wieder voll belastbar war, in irgendeiner Apotheke, die noch nicht völlig geplündert worden war, ein Antibiotikum besorgen.

Noch während wir unsere kleine Debatte führten, kamen

Mariam und Wanda die Treppe hinab. Beide waren jetzt neu eingekleidet und jede trug ein Handtuch um den Kopf gewickelt.

«Bad ist frei!», witzelte Mariam und spähte zu Wanda, von der sie diesen Ausdruck gerade gelernt haben musste, und ich lächelte über den Anblick, den sie bot. Ein grell-gemustertes Handtuch um den Kopf, ein nagelneu aussehendes Scooby-Doo-Shirt in hellem Pink, darüber ein Gürtel mit Messer und Feldflasche, die an dem kleinen Mädchen viel zu groß wirkten und - tatsächlich - ein gelbes Röckchen und Sandalen.

Unpraktisch. Bei Gelegenheit mussten wir der Kleinen wohl etwas zweckmäßigere Kleidung besorgen. Aber okay, etwas anderes war in dem Haus wohl im ersten Anlauf nicht zu finden gewesen.

Ich ging nach oben, zog mich aus und wusch mich in der Badewanne sitzend und unter Schmerzen, so gut es ging. Die Mädels hatten mir noch genug Wasser in dem Plastikkanister übrig gelassen und auch eine Flasche Duschbad und Handtücher so um die Wanne drapiert, dass ich sie sofort sehen musste.

Eines der Handtücher versaute ich, als meine Schulterwunde ein wenig zu bluten anfang, aber das war bald wieder vorbei. Schließlich desinfizierte ich die Wunde. Es tat weh und ich fluchte leise.

Ich betrachtete die Verletzung im Spiegel des Badezimmers und war recht zufrieden mit ihrem Zustand. Bis jetzt war keine Entzündung in Sicht.

Mit meinem Gesicht nicht so sehr. Ich brauchte dringend eine Rasur. Ich sah mich um. Ah ja. Ein Elektrorasierer. Sonst nichts in der Richtung. Heutzutage völlig nutzlos. Musste die Rasur eben warten.

Den Rest des Tages verbrachten wir mit den Aufräumarbeiten in meinem ursprünglichen Unterschlupf. Die Leichen der Degs wurden zu den anderen schon angenagten und von den Hunden zerfetzten Toten am Nordende der Sackgasse gebracht und auf den Haufen geworfen.

Dann folgten Reinigungsarbeiten und bald, nach mehreren Stunden vereinter Arbeit, waren die Blutlachen aufgewischt, die Reste des verbrannten Vorhangs der Einfachheit halber in den Garten geworfen und das eingeschlagene Fenster mit Decken und Plastikplanen notdürftig abgehängt worden.

In dieser ganzen Zeit führten wir lockere Gespräche, und ich lernte ein wenig über die Vergangenheit der drei. Besonders gerne schienen sie über ihr Leben vor dem Krieg zu sprechen.

Über die Zeit ihrer Gefangenschaft bei den Degenerierten ... nicht so sehr.

Besonders Wanda war diesbezüglich sehr schweigsam.

Am frühen Abend, es begann gerade zu dämmern, hatten wir alle Vorräte und Waffen wieder zurück in meinen Unterschlupf geschafft und das Tor des Zaunes hinter uns verriegelt, als ein Gedanke seinen Weg in mein Bewusstsein fand.

«Sagt mal ...», fragte ich. «Wo ist eigentlich dieses Buch, in dem der Anführer gestern gelesen hat?»

Sie sahen mich an - und keiner sagte ein Wort.



Mariam trat nervös von einem Fuß auf den anderen, bis sie schließlich Wandas Hand ergriff und sich so nahe zu ihr stellte, dass sie sich berührten. Thomas, der mich angestarrt hatte, wie alle anderen auch, konnte meinem direkten Blick nicht standhalten. Stattdessen lenkte er seine Augen für einen Moment lang gegen die Decke des Eingangsbereiches.

«Eigentlich wollten wir es verbrennen», begann er schließlich langsam und zögernd, als ihm Wanda viel lauter als nötig ins Wort fiel.

«Nicht eigentlich! Wir wollen es immer noch verbrennen! Wir müssen es verbrennen! Kapiert?»

Wanda ereiferte sich sichtlich und ich begriff immer weniger. Sie reagierte zu heftig. Zu wütend, und mit einem Mal stellten sich die Haare an meinen Armen auf. Verzernte Gesichter und verkrampfte Körperhaltungen. Mariam hatte ein-

deutig Angst.

Was war hier los?

Sollte ich die Herausgabe des Buches vielleicht *verlangen*?

Am Anfang war es nur eine vage Neugier gewesen, aber jetzt, angesichts dieses merkwürdigen Verhaltens, wuchs diese Neugier immer weiter.

Nein, ich würde es nicht gut sein lassen.

Höchstens für den Augenblick, bevor die Stimmung vollends kippte.

Thomas hatte seine alten Hände zu Fäusten geballt und seine Knöchel traten weiß hervor. Einen Moment hielt er Wandas Blick noch stand, dann senkte er den Kopf, schien in sich zusammenzufallen und blieb verkrampft stehen.

Wandas rechte Hand, die sich zu dem unterarmlangen Messer an ihrem Gürtel bewegt hatte, verharrte und dann, vielleicht um eine Rechtfertigung für ihre unterschwellig kampfbereite Haltung zu haben, strich sie Mariam über den Kopf und legte ihre Hand schließlich beruhigend auf der Schulter des Mädchens ab.

Ich wollte die Anspannung, die sich zwischen den Dreien und mir, aber besonders zwischen Wanda und Thomas aufgebaut hatte, lockern, also wechselte ich plump das Thema und hob beschwichtigend die Hände.

«Was gibt es zum Abendessen?», fragte ich.

Dieses Manöver war so offensichtlich, dass es mir peinlich gewesen wäre, wenn ich nicht die Schatten auf den Gesichtern der ehemaligen Gefangenen gesehen hätte.

Es hatte irgendetwas auf sich mit diesem Buch und ich würde herausfinden, was es war.

Fürs Erste war ich allerdings mehr als erleichtert, als sich die Spannung - fast schon zu schnell - zu verflüchtigen schien.

«Ich schau mal was noch da ist», sagte Wanda, drehte uns den Rücken zu und ging in Richtung der Küche, in der wir in «vorzeitlicher Tradition» die Vorräte untergebracht hatten, obwohl es schon seit Jahren kein funktionierendes Stromnetz mehr gab, mit dessen Hilfe man einen Kühlschrank oder einen Herd in Betrieb hätte nehmen können.

Sie zog Mariam mit sich, und als ich die beiden in der Küche herumkramen hörte, trat ich einen Schritt auf Thomas zu.

«Das ist noch nicht vorbei!», sagte ich leise.

Ich hielt den alten Mann im Moment für das schwächste Glied in dieser Kette traumatisierter, selbsternannter Geheimnisträger und als ich die Silben ausgesprochen hatte, taten sie mir sogleich leid, denn ich hatte eine solche Drohung in diese fünf Worte gelegt, dass Thomas am liebsten im Boden versunken wäre.

Er begann zu zittern, seine Kiefer öffneten und schlossen

sich, aber es kam kein Wort über seine Lippen, nicht ein einziges. Mit Tränen in den Augen starrte er mich an, dann stürzte er Wanda und Mariam hinterher.

Ich blieb ratlos und mit nichts als Fragen im Kopf zurück. Schließlich drehte ich mich um, wandte mich der vom Angriff der Degenerierten nahezu unbrauchbar gemachten Haustür zu, und überprüfte zum sicherlich zehnten Mal die Ergebnisse unserer Reparaturbemühungen.

Ein kräftiger Mensch würde unseren improvisierten Zimmermannspfuschi mit einem einzigen Tritt in tausend Stücke zerbersten lassen, aber vor den Hunden waren wir heute Nacht auf jeden Fall sicher. Selbst wenn es einer von ihnen wider Erwarten über den Zaun schaffen sollte.

Ich war noch nie gut mit Menschen gewesen, auch nicht vor dem Krieg. Ich konnte nicht besonders gut zwischen den Zeilen lesen oder Nuancen deuten, war oft zu direkt, stieß die Leute vor den Kopf.

*Ich muss den Dreien Zeit lassen*, sagte ich mir, denn eines war klar: Sie hatten mehr als nur äußerliche Wunden und Verletzungen erlitten, viel mehr, während sie gezwungen waren, mit dieser Degeneriertenbande das verheerte Land zu durchstreifen. Wenn ich sie verstehen wollte, durfte ich das nicht vergessen. Ich dachte noch einmal an Wandas Gesicht, als sie Thomas zurechtgewiesen hatte. In diesem Augenblick

war sie nicht weit von purer, animalischer Mordlust entfernt gewesen. Ich schauderte, als ich mich fragte, wie mein eigenes Gesicht wohl ausgesehen haben mochte, als ich hier, in diesem Haus, das jetzt unsere Zuflucht darstellte, gegen die Degenerierten gekämpft hatte, deren Angriff ich absichtlich provoziert hatte.

Sie zu verjagen war mir nicht genug gewesen, verstand ich jetzt. Ich hatte gewollt, dass sie zu mir kommen - damit ich sie alle töten konnte. Vielleicht sollte ich einfach gehen und die drei sich selbst überlassen. Vielleicht wäre das besser für alle.

Irgendwann, als das Kramen und Flüstern hinter der Küchentür verklungen war, und stattdessen das Klappern von Geschirr an mein Ohr drang, wandte ich mich von der Haustür ab, drehte mich um, klopfte an, wartete einen Moment und trat dann ein.

Der Tisch war gedeckt und auch für mich stand wieder ein Teller bereit. Ich setzte mich. Wanda und Thomas taten so, als hätte sich diese Szene gerade eben niemals abgespielt, als wäre sie nie passiert.

Mariam allerdings hatte keinen rechten Appetit. Sie fühlte die Spannung zwischen den Erwachsenen und ließ furchtsam ihre Augen zwischen uns hin und her gleiten.

Langsam, während wir kauten, entwickelte sich so etwas

wie ein vorgetäushtes Gespräch.

Belanglos, ängstlich und falsch.

Bald verließ ich die Drei.

Vorher bat ich Thomas, der die Wache direkt vor mir zugeteilt bekommen hatte, mich zu wecken, wenn ich an der Reihe wäre. Dann ging ich in das Schlafzimmer im Obergeschoss, das ich inzwischen irgendwie als *mein* Zimmer ansah, obwohl mir natürlich klar war, dass ich nicht ewig hierbleiben würde.

Kurz dachte ich darüber nach, die Tür hinter mir abzuschließen, denn diese ganze Sache hatte nicht gerade dazu beigetragen, dass mein Vertrauen zu den Dreien wuchs. Andererseits würde Thomas die verschlossene Tür bemerken, wenn er hereinkommen und mich wecken wollte, und dann würde er vermutlich seinerseits einen Argwohn mir gegenüber entwickeln.

Was sollte ich also tun?

Schließlich, um nicht so ganz ohne Schutzmaßnahme zu sein, platzierte ich einen Stuhl so im Zimmer, dass die Tür, wenn man sie öffnen würde, gegen ihn stoßen musste. Auf die Kante der Sitzfläche stellte ich ein halb gefülltes Wasserglas, das ich aus der Küche mitgenommen hatte. Wenn man die Tür aufreißen und ins Zimmer stürmen wollte, würde man einen ganz schönen Lärm verursachen, und falls mir schleicher Weise jemand ans Leder wollte, standen die Chancen

gut, dass er sich in der Dunkelheit nicht gleich zurechtfinden und über meine kleine Alarmanlage stolpern würde - auch falls er sie mit der Tür vielleicht nicht sofort erwischen sollte.

Ich war zuversichtlich, dass das so entstehende Geräusch ausreichen würde, um mich zu wecken. Auf diese Art halbwegs beruhigt, zog ich meine Stiefel aus, lockerte meinen Gürtel und streckte mich auf dem Bett aus. Meine Armbrust lag, mit einem gefiederten Bolzen geladen und gespannt, neben den Stiefeln, die Machete in gewohnter Weise neben mir.

Während ich an die Decke starrte, ließ mir die Geschichte keine Ruhe.

Dieses Buch - was war damit?

Es fuchste mich mehr, als ich wollte, dass ich nicht wusste, wo sie es hatten. Wer es hatte. Ich tippte auf Wanda. Sollte ich versuchen, ihre Sachen zu durchwühlen, während ich Wache hatte und sie alle schliefen? Was stand darin? Warum wollten sie es unbedingt verbrennen? Konnten sie es nicht einfach nur wegwerfen? Es war schließlich nur ein Buch, oder nicht? Was konnte ein Buch schon anrichten?

Ja, ein Buch. Warum sollte ein Degenerierter, ein Plünderer, ein Gesetzloser, ein menschliches Tier denn Interesse daran haben, zu lesen?

Es war klar, dass Wanda und Thomas es für irgendwie schlecht hielten, dass es ein Problem für sie darstellte, so sehr,

dass Wanda nach ihrem Messer gegriffen hatte - aber warum?

Meine Gedanken drehten sich in immer wirrer werdenden Kreisen, bis ich endlich in einen unruhigen Schlaf hinüberdämmerte und in meinen Träumen focht ich alle die Kämpfe der vergangenen Tage wieder und wieder aus und als ich schweißgebadet erwachte, war es hell.

Thomas hatte mich nicht geweckt.



Ich schrak hoch, blickte mich hektisch im Zimmer um. Es schien sich alles noch an Ort und Stelle zu befinden. Der Stuhl, das Wasserglas, meine Waffen - alles war unverändert. Ich schwang die Füße aus dem Bett, zog so leise ich konnte die Stiefel an und schloss den Gürtel. Ich lauschte ins Haus hinein, versuchte Zeichen von Aktivität, von Leben zu hören.

Nichts.

Vor meinem inneren Auge sah ich die drei in ihrem Blut liegen. Hingeschlachtet von Degenerierten, die nun lautlos überall in den Schatten und Nischen des Hauses auf mich lauerten und nur darauf warteten, dass ich mich blicken ließ.

Ich schlich zum Fenster.

Die Sackgasse lag so da, wie wir sie verlassen hatten. Die heruntergebrannte Feuerstelle, der Leichenhaufen am Nordende, der über Nacht ein wenig an Volumen verloren zu haben schien, das verschlossene Tor im Zaun, der uns bisher so gut beschützt hatte.

Alles, wie es sein sollte - und doch stimmte etwas ganz und gar nicht.

Lautlos und immer noch aus allen Poren schwitzend, nahm

ich zuerst das Wasserglas vom Stuhl, um nicht am Ende selbst meine kleine Alarmanlage auszulösen, und auf diese Weise unbeabsichtigt meine Anwesenheit an einen etwaigen Feind zu verraten. Bevor ich es in Richtung Bett warf, auf dem es, beinahe ohne ein Geräusch zu verursachen, landete, trank ich es in einem Zug aus.

Was man hat, hat man.

Danach trug ich den Stuhl ebenfalls zum Bett hinüber und legte ihn sachte darauf ab. Der Weg zur Tür war jetzt frei und ich griff mir die Armbrust und die Machete. Bevor ich das Zimmer verließ, lauschte ich noch einmal an der Tür.

Nichts.

Als ich die Klinke schließlich vorsichtig mit der rechten Faust, mit der ich auch die Machete hielt, hinunterdrückte und die Tür öffnete, gab sie ein leises Knarren von sich und ich hob, in Erwartung eines Angriffes die Armbrust in meiner Linken etwas höher und trat einen schnellen Schritt zurück.

Aber kein Kampfschrei, kein Geräusch von todbringenden Schritten, die aus dem Halbdunkel des Hauses auf mich zu-stürmten.

Nur Stille.

Jetzt war die Tür zur Gänze aufgeschwungen und mein Blick glitt tastend nach rechts und links über das obere Ende der Treppe und die verschlossenen Türen im Flur, der die

Treppe mit den Zimmern des Obergeschosses verband.

Keine Bewegung, kein Zeichen von Leben. Ich wartete noch eine Sekunde ab, bis ich genug Mut gefasst hatte, um das Schlafzimmer endlich zu verlassen. Die Machete zum Schlag erhoben und die Armbrust in Laufrichtung vor mich gestreckt, arbeitete ich mich vorsichtig zum Treppenabsatz vor und spähte über das Geländer, an dem sich noch die Reste des Netzes befanden, das ich gespannt hatte. Unten schien, soweit ich es von hier aus sehen konnte, ebenfalls alles so zu sein, wie ich es hinterlassen hatte. Die Haustür war verschlossen, unsere improvisierten Ausbesserungen waren auch noch intakt.

Nein, wir waren in der Nacht nicht von Degenerierten überfallen worden und ich war auch nicht wie durch ein Wunder verschont geblieben, nur um heute Morgen aufzuwachen, als wäre nichts geschehen.

Idiot.

Meine Angst legte sich etwas. Ob es daran lag, dass ich keine Kampfspuren und Geräusche wahrnahm, oder daran, dass ein Mensch nur ein gewisses Maß an Anspannung erträgt, bevor der Geist Möglichkeiten sucht, sich selbst zu beruhigen, weiß ich nicht.

Auf jeden Fall änderte ich meine Vorgehensweise. Ich versuchte nicht mehr, um jeden Preis leise zu sein und schob die

Machete mit einem gedämpften, aber gut vernehmbaren Geräusch in die Scheide zurück. Die Armbrust jetzt locker in beiden Händen haltend, ging ich die Treppe hinab. Unten, im Eingangsbereich angekommen, drehte ich mich einmal um die eigene Achse.

Alle Türen zu den Zimmern im Erdgeschoss waren geschlossen und jetzt konnte ich etwas hören. Aus dem Wohnzimmer drang ein leises Kinderweinen und eine beruhigende Frauenstimme murmelte gedämpfte, zärtlich klingende Worte.

Ich ließ die Armbrust sinken, ging zur Wohnzimmertür und trat ein. Thomas saß in dem einzelnen Fernsehsessel, der nahezu jede Couchgarnitur der alten Welt vervollständigte. Seine faltigen Arme hingen rechts und links an den Armlehnen herunter, sein Kopf war kraftlos auf die rechte Schulter gesunken und seine toten Augen blickten mir direkt ins Gesicht. Zuerst schrak ich zurück, dann sah ich ein zweites Mal hin, und noch während die verheulte Mariam und die bleiche, maskengesichtige Wanda sich zu mir umdrehten, nahm ich die großen Blutlachen wahr, die sich aus Thomas' aufgeschnittenen Pulsadern über den Boden ausgedehnt hatten.

Mariam machte einen zögernden Schritt auf mich zu und als ich die Armbrust abgelegt hatte und ihr die Hand entgegenstreckte, rannte sie auf ihren kleinen Füßen zu mir, drückte sich an mich und schluchzte weiter. Ich konnte spüren,

dass ihr Herz wie rasend schlug und auch nachdem ich diese Szenerie des Todes, die das herbstliche Morgenlicht in unwirkliche Farben tauchte, noch eine Weile in mich aufgenommen hatte, machte sie keine Anstalten, mich loszulassen.

Mein Blick suchte Wandas Gesicht. Immer noch blass und keine Regung zeigend, schaute sie mich an.

Distanziert.

Erstarrt.

«Er ist tot», sagte sie schließlich.

«Wieso?», fragte ich.

Sie blickte nach unten und schüttelte langsam den Kopf.

«Schuld. Es waren die Schuldgefühle.»

«Ich verstehe nicht. Ihr ward doch alle Gefangene? Euch trifft doch keine Schuld daran.»

War das der Anflug eines spöttischen Lächelns?

«Später. Lass ihn uns zuerst begraben.»

Ich sagte nichts mehr, nickte nur.

Wir hatten uns für den Vorgarten entschieden. Keinem von uns war nach unnötigen Kämpfen, deswegen wollten wir den Schutz, den der hohe Zaun uns bot, nicht missen. Meine Verletzungen bereiteten mir nach wie vor Schmerzen und die körperliche Arbeit machte es nicht besser, aber ein Blick in Wandas Gesicht sagte mir, dass sie mir nicht helfen würde.

Gegen Mittag standen wir schließlich neben dem Erdhügel

um die Grube herum. Thomas' Leiche lag daneben. Wir hatten sie in ein Laken eingeschlagen, nachdem wir bemerkt hatten, dass Mariam die verheulten Augen nicht von dem toten, erschlafften Gesicht lassen konnte. Dort, wo seine Arme den Stoff berührten, schimmerte es bereits rot durch das Laken. Ich stützte mich auf den Spaten, den ich aus dem Keller geholt und zum Ausheben der Grube benutzt hatte. Wanda war hierbei wahrlich keine große Hilfe gewesen. Während ich gearbeitet hatte, sah sie mit ausdruckslosem Gesicht zu und nur selten hatte ihr Blick den Toten zu ihren Füßen gestreift.

Jetzt, wo wir so weit waren, wartete ich.

Als Wanda ihren starren Blick nach einer Weile immer noch nicht abgelegt hatte, fragte ich schließlich:

«Letzte Worte?»

Sie schaute mir kurz ins Gesicht, dann kniete sie sich neben Thomas' eingewickelten Kopf, strich einen Moment lang abwesend mit der Hand darüber und rollte die Leiche dann, nach einem kurzen Zögern in die Grube. Das Geräusch, das entstand, war leise, aber es kam mir laut vor. Laut und unangemessen. Sie erhob sich und streckte die Hand in Richtung Spaten aus. Ich reichte ihn ihr. Nachdem sie, mit ihrem ausdruckslosen Gesicht, drei Schaufeln Erde auf den toten Körper geschippt hatte, rammte sie den Spaten in den Boden und blieb am Rand der Grube stehen.

Dann zog sie Rotz hoch und spukte ihn in das Grab.

Sie drehte sich zu mir um.

«Schütt zu», sagte sie tonlos, und als sie sich umdrehte und ins Haus zurückging, konnte ich sehen, dass ihr Gesicht nicht mehr ausdruckslos und starr war.

Ich tat, wie mir geheißen, und während ich unter Schmerzen schaufelte, dachte ich über die Szene nach, die sich gerade abgespielt hatte.

Was war zwischen den beiden vorgefallen? Ich konnte mir einfach keinen Reim darauf machen. Irgendwann war ich fertig mit dem Schaufeln und mehr als froh, dass ich für das Zuschütten von Thomas' Grab wesentlich weniger Zeit benötigt hatte als für das Ausheben.

Ich stieß den Spaten in die Erde, so wie es Wanda getan hatte, und tat einen tiefen Atemzug. Da erst bemerkte ich, dass Mariam die ganze Zeit über hinter mir gestanden und stumm zugesehen hatte.

«Was passiert, wenn wir sterben?», hörte ich ihre Kleint mädchenstimme.

Mir fiel keine passende Antwort ein.

«Komm mit», sagte ich deshalb und sie ergriff die Hand, die ich ihr hinhielt. Wir schlossen die Haustür hinter uns und am Küchentisch fanden wir Wanda. Sie saß am der Tür zugewandten Ende des Tisches und es war eindeutig, dass sie uns

erwartet hatte.

Vor ihr lag das Buch.

Ihre Nägel gruben sich in den Ledereinband, als sie den Kopf in unsere Richtung hob.

«Setz dich.»

Ich tat es.

Die überraschend schwere Mariam nahm ich auf den Schoß, wo sie erschöpft einschlief, noch bevor Wanda ein weiteres Wort gesagt hatte. Langsam und stockend begann sie zu erzählen.

Ihre Gefangennahme. Die erste Zeit voller Angst, Scham und Schmerz, als ihre Eltern ebenfalls noch unter den Gefangenen gewesen waren. Dann der elende, qualvolle Tod der Eltern, die permanenten Misshandlungen und Vergewaltigungen durch die Degenerierten und auch durch die anderen Gefangenen. Deren Kommen und das Sterben der Schwachen, die ständige Angst. Sie leierte eine endlose Litanei von selbst erduldeten und unter Zwang anderen zugefügten Qualen, Folterungen und Demütigungen herunter, ließ Menschen mit Namen und Gesichtern vor meinem geistigen Auge erscheinen und wieder verblassen. Manche erwähnte sie auch irgendwann einfach nicht mehr. Sie erzählte, wie sie durch das vom Krieg zerstörte und in Trümmern liegende Europa gezogen waren, wie sie über die ganze Zeit hinweg nur das Nötigste an

Nahrung bekommen hatten, gerade so viel, dass sie marschieren konnten, ohne umzufallen.

Sie berichtete auch, wie die Degenerierten andere Gruppen und kleine, versprengte Siedlungen anderer Überlebender überfielen, beschrieb Machtkämpfe innerhalb der Degeneriertenbande, Duelle, Intrigen und heimliche Morde.

Oft schweifete sie in Einzelheiten ab und wenn sie das tat, konnte ich mir am besten ein Bild von der ganzen, schrecklichen Sache machen. Wenn sie sich in Grausamkeiten verlor und endlos Worte aneinanderreichte, hörte ich mit einem Ohr zu und der freie Teil meines Gehirns fügte die wirren, scheinbar unzusammenhängenden Informationen zu einem Gesamtbild zusammen.

Ich hatte falsch gelegen. Hinter dem Handeln der Degenerierten, unter all der absoluten Triebhaftigkeit und Mordlust, lag ein roter Faden verborgen, eine Methode. Zum einen war die Gruppe ständig gewachsen, und das, obwohl hin und wieder auch Degenerierte bei Kämpfen gestorben oder einfach zurückgelassen worden waren, wenn sie sich Verletzungen zugezogen hatten und die Gruppe deshalb aufhielten.

Am Anfang waren es nur fünf Männer gewesen, die sich zu dieser Bande zusammengeschlossen hatten, aber als ich auf die Gruppe traf, war ihre Zahl bereits auf etwa zwanzig angewachsen. Wandas Erzählungen ließen mich davon ausgehen,

dass die neuen Mitglieder der Degenerierten ehemalige Gefangene waren, die durch verrohende Riten, erzwungene und erduldeten Gewalttaten eine Gehirnwäsche hinter sich hatten, die an Bösartigkeit kaum zu überbieten war.

Im Prinzip war dieses Rekrutierungsschema mit dem identisch, das überall in Ländern angewandt worden war, in denen irgendwelche selbsternannten Heilsbringer Kindersoldaten in den Kampf schickten, anstatt selbst in erster Reihe zu stehen und das eigene Leben für irgendeinen achsoheiligen Zweck zu riskieren.

Das alles schien mir mit einem Mal sehr durchdacht, systematisch und innerhalb der eigenen, schrecklichen Logik auch durchaus von Intelligenz beseelt zu sein.

Menschliche Werte wurden umgekehrt, der eigene Hang zum Bösen legitimiert, ja geradezu herausdestilliert, den Opfern die Möglichkeit gegeben, zu Tätern zu werden, ohne sich mit dem eigenen Gewissen befassen zu müssen, da es ja unter Zwang geschah und durch ein Belohnungs- und Privilegien-system Anreize geschaffen wurden, vorausseilenden Gehorsam zu üben. Und das alles so lange, wieder und wieder, bis die Sklaven andere Menschen waren, als die, die von der Bande gefangen genommen worden waren.

Oder überhaupt keine Menschen mehr.

Selten geschah es, dass einer der Gefangenen sich offen wi-

dersetzte oder versuchte, sich all dem zu verweigern. Wer es tat, wurde grausam und blutig vor aller Augen hingerichtet. So war es auch dem kleinen Mädchen ergangen, von dem ich bisher gedacht hatte, dass es sich um ein pseudo-abergläubisches Opfer gehandelt hatte, das dazu dienen sollte, die Hunde von der Gruppe fernzuhalten.

Es hatte sich geweigert, die eigene Mutter mit Stacheldraht auszupeitschen. Deswegen war es einige Tage später und nach einer Gruppenvergewaltigung an das Motorrad gebunden und den Tieren zum Fraß vorgeworfen worden. Die Mutter hatte noch in derselben Nacht das gleiche Schicksal ereilt, aber da war ich schon weg gewesen, im Schutz der Dunkelheit vom Ort meines Versagens geflohen.

Ich war zu keiner wirklichen Emotion fähig, während sich das Bild in meinem Kopf zusammensetzte, sondern analysierte einfach nur Wandas Worte.

Irgendwann, nach einem weiteren der zahllosen Überfälle, die die Gruppe verübt hatte, war Thomas als Gefangener zu der Bande gestoßen. Er und Wanda, die sich bislang so gut es ging an ihre Menschlichkeit geklammert hatte, hatten sich angefreundet.

Und da begann dann das Drama.

Offene Freundschaften unter den Gefangenen wurden nicht geduldet, und mit einem Mal waren die beiden die bevorzug-

ten Zielscheiben für jeglichen sadistischen Impuls der Degenerierten geworden, und nachdem Wanda beim Stehlen von Nahrung erwischt worden war, wurde Thomas gezwungen, sie so lange zu foltern und zu quälen, bis sie halb tot war.

Er tat es, um sein eigenes Leben zu retten, das war klar, aber Wanda konnte *das Tier* in seinem Gesicht sehen, wie sie es nannte, es wachsen und von ihm Besitz ergreifen sehen. An irgendeinem Zeitpunkt im Verlauf dieser abgrundtief grausamen Strafmaßnahmen, brach etwas aus Thomas hervor und Wanda konnte sehen, dass er seine Menschlichkeit, oder wie auch immer man es nennen wollte, verloren hatte.

Von diesem Tag an lauerte etwas in seinem Blick und in seinen Worten. Etwas, das immer häufiger hervorkam. Er hatte sich in der Zeit danach unaufhörlich und reuig bei Wanda entschuldigt, sich gerechtfertigt und dagegen angekämpft, aber auch der Anführer der Degenerierten hatte es in Thomas' Augen sehen können.

Er würde bald einer der ihren sein.

Immer wenn es in der Zeit danach jemanden zu bestrafen gab - und das passierte mindestens einmal täglich - musste Thomas die Strafe vollziehen. Sie gaben ihm mehr und besseres Essen und allerlei andere Privilegien. Manchmal mussten ihn die anderen Gefangenen sogar tragen, wenn er zusammenzubrechen drohte. Noch einen Tag bevor ich meinen An-

griff auf dieses Pack gestartet hatte, schnitt er einem fünfzehnjährigen Jungen vor aller Augen die Kehle durch und hielt dann die Hand auf, um seine Belohnung zu empfangen. In einem Gespräch zwischen den beiden Adjutanten, das Wanda vor Kurzem hatte belauschen können, hatte sie gehört, dass er in zwei Tagen in einem ihrer barbarischen Rituale offiziell zu einem der Degs gemacht werden sollte.

Heute also, an dem Tag, an dem wir ihn begraben hatten.

Das zwiespältige Verhältnis zwischen ihm und Wanda wurde noch nachvollziehbarer, als Wanda erzählte, dass er seine Privilegien mit ihr geteilt hatte. Er, der mit seiner dunklen Seite rang und tief im Inneren von seinem Gewissen geplagt wurde, während er unaussprechliche Dinge tat, teilte sein blutbesudeltes Essen mit Wanda, seinen mit Schmerz und Qual erkaufte Schlafsack, und sie nahm alles an, weil sie überleben wollte.

Dafür hasste sie ihn umso mehr, denn er teilte auf diese Weise seine Schwäche mit ihr, gab ihr auch davon ab, machte sie so zu seiner Komplizin und entfremdete sie von den anderen Gefangenen.

Nach ihrer Bestrafung war sie zu schwach, um das Essen und die wenigen Bequemlichkeiten abzulehnen, und sagte sich, dass sie ja bei Kräften bleiben müsse, um vielleicht irgendwann fliehen zu können. An so etwas wie Rache hatte sie

gar nicht erst gedacht und als mein erster Bolzen sein Ziel fand und das große Geschrei unter den Degenerierten ausbrach, hatte sie nur noch gehofft, dass jetzt alles bald vorbei sein würde. Erst als sich abzeichnete, dass dieser Kampf mit etwas Glück der letzte der Degeneriertenbande sein würde, hatten die Gefangenen reagiert und ihre Wächter angegriffen und sie unter hohem Blutzoll niedergemacht. Sie hatte gehofft, dass sie selbst, oder vielleicht wenigstens Thomas, in dem Chaos sterben würde, am besten vielleicht sie alle beide.

Doch es war anders gekommen.

Die Degenerierten hatten den Kampf verloren. Die meisten waren tot, einige wenige hatten fliehen können und Mariam, Wanda und Thomas waren die einzigen überlebenden Gefangenen. Als sie mir zu Hilfe eilten und danach meine Wunden versorgten, trat ihrer beider Konflikt in den Hintergrund.

Ihre Welt hatte sich grundlegend verändert.

Sie waren auf einmal wieder frei und ich brauchte ihre Hilfe. Gestern jedoch, als ich das Buch angesprochen hatte, war er wieder in den Vordergrund getreten und, nachdem ich mich in mein Bett gelegt hatte und auch Mariam schlief, hatte Wanda Thomas vor die Wahl gestellt, sich entweder selbst zu töten oder zu erdulden, dass sie ihm antat, was er ihr angetan hatte.

Der alte Mann hatte seine Entscheidung getroffen.

Wanda hörte auf zu sprechen, gönnte ihrer heiser gewordenen Stimme Ruhe.

Wir sahen uns an.

So sehr ich mich auch bemühte, etwas zu finden - es gab nichts, was ich sagen konnte, um Wanda Linderung zu verschaffen. Schließlich zeigte ich zögernd auf das Buch in ihren Händen.

«Es ist die Ursache von alledem», sagte Wanda und schob es über den Tisch zu mir.



Wanda sah mich misstrauisch, aber auch erwartungsvoll an. Für einen Moment lenkte ich meinen Blick direkt auf ihr Gesicht, dann schenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder dem Buch vor mir auf dem Tisch. Ich ließ meine Finger sacht über den ledernen Einband gleiten. In roten, irgendwie handschriftlich aussehenden Lettern stand da:

DIE RÜCKKEHR ZUR UNSCHULD

Ich hob den Kopf, blickte Wanda fragend an. Sie sagte nichts, machte eine Handbewegung.

*Lies einfach.*

Ich schlug den Einband auf. Eine Deckseite. Wieder stand da:

Die Rückkehr zur Unschuld

Evangelium der neuen Welt

Von Kardinal Raphael Da Silva

Basilika di St. Pietro, Vatikanstadt, 2017.

Wanda, die meine gerunzelte Stirn bemerkt haben musste, verließ ihren Platz und ging zur Küchentür.

«Ich bringe Mariam ins Bett. Dann gehe ich hoch und behalte die Sackgasse im Auge. Du liest.»

Ich nahm diese Anweisung dankbar hin. Irgendwie hatte Mariam ihren Namen gehört und war aufgewacht. Schlaftrunken tappste sie zu Wanda hinüber. Ich wartete, bis die Küchentür hinter den beiden zugefallen war, dann blätterte ich das Deckblatt um. Bevor ich begann, wirklich zu lesen, sammelte ich meine Gedanken. Die letzten Tage waren über die Maßen ereignisreich gewesen, meine Schulterwunde pochte nach wie vor und vor allem der Selbstmord von Thomas beschäftigte mich noch sehr. Die Neugier allerdings sorgte dafür, dass es mir doch irgendwie gelang, das Gedankenwirrwarr in meinem Kopf zu verdrängen und mich halbwegs auf das Buch zu konzentrieren.

*Ihr, die ihr noch auf Erden wandelt, höret das Evangelium einer sterbenden Welt.*

*Ihr, die ihr noch auf Erden wandelt, sehet den Weg, den ich euch zeige.*

*Ihr, die ihr noch auf Erden wandelt, höret, was ich, der ich Gott berührte, euch zu sagen habe.*

*Ihr, die ihr noch auf Erden wandelt, höret, was Jesus, der verlogene Prophet, euch nicht zu sagen wagt.*

Das waren die Zeilen, die meine Augen als Erstes fanden. Aber da war noch mehr. Für jede Zeile, die mir sofort ins Auge sprang, waren noch zehn andere in dieser merkwürdig anmutenden, gedruckten Handschrift vorhanden. Schnell er-

kannte ich, dass es sich dabei um Übersetzungen handelte. Direkt untereinander wurde Zeile um Zeile in verschiedenen Sprachen wiederholt.

Meine schon etwas länger zurückliegende Schulbildung ermöglichte mir Latein, Englisch und Französisch sicher zu identifizieren. Zwei der Zeilen mussten in Spanisch und Italienisch verfasst sein, dann gab es noch zwei Zeilen, die ich irgendwo im skandinavischen Raum einordnen würde. Ich meinte auch noch, Niederländisch zu erahnen.

Oder war es Wallonisch?

Zwei weitere Zeilen konnte ich gar nicht einordnen.

Ich schob meinen Oberkörper im Stuhl zurück, einen Moment lang überwältigt von dem Aufwand, den der offensichtlich verwirrte Evangelist hier betrieben hatte. Kurz ließ ich alle Blätter des Buches wie ein Daumenkino an meinen Augen vorbeirauschen. Tatsächlich.

Dieses System zog sich durch das ganze Werk. Ein kaum vorstellbarer Aufwand. Na ja. Ein Gutes hatte es ja. Die vielen Seiten waren eigentlich nur zu einem Zehntel mit Inhalt gefüllt. Ich würde also deutlich schneller mit dem Lesen fertig werden, als ich zuerst angenommen hatte.

Ich las weiter.

*Das Leid, das uns heimsucht, das unsere Welt zerstört und viele von uns in die ewige Verdammnis geführt hat - es ist*

*ein altes Leid.*

*Seit Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis aßen, seit Prometheus den Menschen das Feuer brachte, sind wir zum Untergang verurteilt.*

*Seit diesem Augenblick sind wir alle verdammt, denn unsere Vorfahren haben Gott geschmäht, und wir müssen dafür Buße tun.*

*Diese Tage des Krieges und des Todes, die wir, die letzten Kinder der Sünde, durchleben, sind die Tage der Läuterung, die Zeit der Katharsis.*

*Es sind zehn mal zehn Jahre, die uns noch bleiben, um die Liebe des Herrn zurückzuerlangen.*

*Zehn mal zehn Jahre, um die Fehler unendlich vieler Generationen menschlichen Lebens wieder gut zu machen.*

*Ein jeder von uns muss danach streben, seine Unschuld wiederzuerlangen.*

*Ein jeder von uns muss danach streben, seine Reinheit vor den Augen des Herrn zu beweisen.*

*Wir, die letzten, die auf Erden wandeln, müssen zurückgehen in der Zeit, weit zurück, zurück vor die Gebote, die der Herr uns gab, um uns zu prüfen, und noch weiter zurück.*

*Zurück vor den Sündenfall.*

*Zurück ins Paradies.*

*Denn es ist unsere Hybris, die wir Erkenntnis nannten, die*

*zu unserer Verdammnis geführt hat.*

*Es ist unser Wunsch, die Welt zu formen.*

*Unser Wunsch, Großes zu erschaffen.*

*Unser Wunsch, es Gott gleich zu tun.*

*Es ist die Erkenntnis über unser eigenes Sein.*

*Der Drang, mehr sein zu wollen als ein Kind Gottes.*

*Alles, was zu dieser Zeit des Todes und der Verdammnis geführt hat, entspringt der Erbsünde.*

*Wir, die Kinder Gottes, sind nicht dafür geschaffen mehr zu erträumen als Nahrung und Fortpflanzung, mehr als unschuldige Lust und selige Gedankenlosigkeit.*

*Es sei verflucht das Wissen -*

*denn es nimmt die Demut.*

*Es sei verflucht das Streben -*

*denn es ist dem Herrn ein Gräuel.*

*Es sei verflucht die Moral -*

*denn sie ist von uns gemacht.*

*Es sei verflucht die Liebe -*

*denn sie entspringt unreinem Geist.*

*Es sei verflucht das Gesetz -*

*denn es ist von uns gemacht.*

*Es sei verflucht die Sprache -*

*denn sie gehört dem Menschen nicht.*

*Es sei verflucht die Medizin -*

*denn sie trotzt des Herrn Wunsch.  
Es sei verflucht die Technik -  
denn sie trotzt des Herrn Welt -  
Es sei verflucht die Ehe -  
denn sie ist wider die Natur.  
Es sei verflucht die Güte -  
denn sie ist falsch und fahl.  
Es sei gelobt der Kampf -  
denn er ruft den Herrn herbei.  
Es sei gelobt der Trieb -  
denn er ist pur und rein.  
Es sei gelobt, wer kein Gewissen kennt -  
denn die Unschuld ist ihm eigen.  
Es sei gelobt der Rausch -  
denn er ruft den Herrn herbei.  
Es sei gelobt der Tumbe -  
denn der Herr ist stets bei ihm.  
Es sei gelobt die Wut -  
denn sie ist pur und rein.  
Es sei gelobt, wer nach Vergessen strebt -  
denn Unschuld ist sein Ziel.  
Es sei gelobt, wer nach Vergessen strebt -  
denn Reinheit ist sein Ziel.  
Preiset den, der meine Worte lebt -*

*denn glücklich wird er sein.*

*Preiset den, der meine Worte trägt -  
denn Unschuld ist es, die er bringt.*

Ich schüttelte innerlich den Kopf, aber langsam verschmolz das Wissen, das ich bislang über die Degenerierten hatte sammeln können, mit den neuen Informationen.

*Es sei verflucht die Technik* - daher kam es, dass die Degenerierten auf der Straße kampierten, anstatt die Sicherheit der Mauern und Türen eines der verlassenen Häuser zu suchen. Daher kam es, dass sie sich mit selbstgebastelten Waffen ausstaffierten, statt mit Gewehren und Pistolen und allem, was noch an Mordspielzeug auf der Welt herumlag. Genug gab es davon wahrlich.

*Preiset den, der meine Worte trägt* - deshalb dieses ständige Rekrutieren und Verschleppen von Menschen. Ein Missionsauftrag.

Was ich nicht verstehen konnte, war, wie ein jemand diesen ausgemachten Blödsinn glauben konnte, wie er tatsächlich davon überzeugt sein konnte, dass der Weg zur Rettung nicht in den eigenen Händen und in der Bewahrung und Anwendung des wenigen Wissens über Technik und Medizin lag, das uns als Kollektiv noch geblieben war.

Ich verwendete keine Schusswaffen, weil sie zu viel Lärm machten. Die Degenerierten verwendeten keine, weil sie die

Technik verdammten.

Na ja, nach dem Kampf im Haus, den ich nur um Haaresbreite überlebt hatte, würde ich meine Haltung gegenüber den Schusswaffen wohl noch einmal überdenken müssen - zumindest nahm ich mir das vor.

Ich las weiter.

Als Nächstes folgten einige Seiten, auf denen der feine Herr Raphael Da Silva seinen Status als alleinigen Heilsbringer rechtfertigte. Er beschrieb in salbungsvollen Worten, unter dem Einfluss von ritueller Selbstgeißelung und Drogen die Stimme Gottes vernommen und seinen göttlichen Auftrag erhalten zu haben.

Bevor er sich jedoch dem Verfassen seines Pamphlets gewidmet hatte, war er laut eigener Aussage den sieben Stufen der Reinigung unterzogen worden.

Etwas, was jeder seiner Jünger, der den Rückweg ins Paradies finden wollte, ebenfalls durchleben musste. Die erste und zweite Stufe beschäftigten sich mit sexueller Verrohung, beschrieben erzwungene und freiwillige Akte mit Männern, Frauen und Tieren. Stufe drei und vier beschrieben Riten, bei denen es um das Töten von Lebewesen ging. Man arbeitete sich langsam zu immer größeren Tieren vor. Begann mit Mäusen, Ratten, Kaninchen, ging weiter zu Katzen und Hunden, bis man schließlich bei erwachsenen Menschen und ganz

am Ende bei Säuglingen ankam.

Das alles unter dem Vorwand, dass man nur auf diese Weise seine eigene Natur erkennen und in seinen gottgewollten Urzustand zurückgelangen konnte. Die Stufen fünf und sechs zielten auf die Vernichtung von Selbsterhaltungstrieben, Gesundheitsbewusstsein und Eitelkeiten ab.

Da Silva ließ seine Notdurft einfach geschehen, wie sie sich meldete, litt unter Läusen und Flöhen und anderem Ungeziefer und beschrieb jedes entstehende Ekzem, jede Eiterpustel und jeden Millimeter aufgekratzter Haut als ein Geschenk Gottes.

Die ersten sechs Stufen der Reinigung musste man, laut Da Silva, ständig wiederholen, bis man sie zur Vollendung gebracht hatte. Solange also, bis man alle anerzogenen und sozial überlieferten Hemmungen und Verhaltensmuster abgelegt hatte.

Laut Da Silva war man erst ein wahres Kind Gottes, wenn man kein Unrechtsbewusstsein, keine Triebkontrolle und kein Gewissen mehr kannte. Wenn man völlig verroht war.

Ein Tier.

Und ein Tier konnte weder Reue noch Schuld empfinden.

Dann folgte die siebte und letzte Stufe.

Die Vollendung der Entmenschlichung. Ich nenne das so. Da Silva nennt es das *Besiegeln der Metamorphose*.

Um sich völlig von seiner Menschlichkeit zu verabschieden, hatte er sich, nach und nach, die Haut abgezogen und Salz in sein rohes Fleisch gerieben. Als Höhepunkt des Rituals hatte er sich dann schließlich das Gesicht weggebrannt und nachträglich verätzt. Das schrieb er zumindest, denn, falls das alles der Wahrheit entsprechen sollte - was ich nicht annahm, da meiner Erfahrung nach alle selbsternannten Propheten elende Betrüger und Feiglinge waren - dann konnte man nur schwer glauben, dass er noch irgendetwas zu Papier bringen konnte, und sei es noch so wirr.

Ich musste das Gelesene erst einmal sacken lassen.

Es war naheliegend, alles menschliche Streben, den technologischen Fortschritt und die verschiedenen Ideologien für den großen Knall, den Krieg und das Ende unserer Zivilisation verantwortlich zu machen. Auf den ersten Blick leuchtete der Gedanke ein. Wäre die gesamte Menschheit beim Jagen und Sammeln geblieben, hätte sie niemals ein so gigantisches Zerstörungspotential entwickelt, ja, viele der grundlegenden Probleme, die zum letzten Krieg geführt hatten, hätte es niemals gegeben. Überbevölkerung, unbewohnbar gemachte, industriell bis zur völligen Brache ausgebeutete Landstriche, Sondermülldeponien, die die Menschen krank machten, Grenzkonflikte in großem Maßstab, religiösen Fanatismus, aus Armut geborene Aufstände - all diese Missstände, die man, als

es noch Nachrichtensendungen gegeben hatte, wahrgenommen, aber ständig verdrängt hatte - es hätte schlicht und einfach nicht genug Menschen auf der Welt gegeben, um all diese Dinge zu verursachen.

Es hätte nicht einmal Wörter dafür gegeben. Auf der anderen Seite hatten nicht die Technik, nicht die Kunst und nicht die Wissenschaft zur letzten Eskalation geführt, sondern Gier, Angst, Neid, ideologische Sturheit und religiöse Verblendung.

Wenn man sich, all das vor Augen, vorstellt, wie der Krieg und die Verwüstungen auf die ohnehin vermutlich sehr gläubigen, oder von mir aus auch abergläubigen, Überlebenden des zerbombten Roms und von Vatikanstadt gewirkt haben mussten, war es irgendwie gar nicht mehr so unglaublich, dass sie sich in ihrem Trauma nach einer Erklärung für das alles sehnten und dieser perverse Wirrkopf Da Silva seine Anhänger fand, die, ihrerseits vielleicht ebenfalls Kleriker, fanatisch, verwirrt, aber redegewandt und gebildet, weitere schwache Geister verdarben.

Eine religiöse Massenhysterie.

Ich ließ mich von meinen Mutmaßungen treiben, sah vor meinem inneren Auge, wie sich ein immer größer werdender, blutroter Kreis von Vatikanstadt aus über das zertrümmerte Europa ausbreitete.

Was in dem bössartigen Evangelium nun folgte, war eine

lange Liste von Regeln und Gesetzen, an die sich die Mitglieder der Sekte zu halten hatten.

Sie waren in drei Kategorien unterteilt, die die Schwere der Bestrafungen bei Verstößen festlegten. Ich kann mich nicht an alle erinnern, aber im Großen und Ganzen ging es um das Verbot, Zivilisationsgüter und technische Gegenstände zu nutzen, das aber immer wieder und äußerst inkonsequent aufgelockert wurde, und es wurde mir schnell klar, dass die Degenerierten trotz all der Verbote auf ihren Beutezügen halbwegs effektiv und handlungsfähig bleiben sollten.

Die Hierarchie, die ich bei der Degeneriertengruppe bemerkt hatte, war ebenfalls in diesen Gesetzen verankert. Anführer war automatisch der dienstälteste Mann. Dieser konnte aber vom Nächstältesten jederzeit herausgefordert und getötet werden. Frauen waren von der Hierarchie ausgeschlossen und konnten nicht weiter aufsteigen.

Was mich wunderte, war, dass das weibliche Geschlecht nicht einfach als Ursache der Erbsünde von Da Silva als absolut minderwertig angesehen wurde. Aber wahrscheinlich wusste er, wie sehr er jeden atmenden Menschen brauchte, der seinem wirren Evangelium zu folgen bereit war, wenn er wirklich die Welt von den Resten der Zivilisation befreien wollte.

Es war den Sektierern geboten, alles Wissen der alten Welt

zu vernichten, wo sie auf es trafen. Auf dem Weg zur Unschuld und ins Paradies, das die kläglichen Überbleibsel der Menschheit in zehn mal zehn Jahren erreichen sollten, war es nötig, Schritt für Schritt, zivilisatorische Errungenschaften von der Landkarte und aus dem kollektiven Bewusstsein zu tilgen - denn nur so konnte die Rückentwicklung von verderbten, arroganten Sündern zu wahren Kindern Gottes erfolgreich stattfinden.

Nach den Regeln und Gesetzen folgte der Missionsauftrag, der die Gruppe, auf die ich gestoßen war, bis nach Frankfurt geführt hatte. Jeden Vollmond gab es ein Initiationsfest für neue Anwärter, die den *langen Weg zur Unschuld*, wie Da Silva sein System nannte, beschreiten sollten oder mussten.

Nach dem großen Initiationsritual, das natürlich nur Da Silva selbst vollziehen und das nur in Vatikanstadt stattfinden konnte, wurden die Anwärter in Fünfergruppen losgeschickt.

Ein Jahr lang sollten sie durch die Welt streifen, ihren Gelüsten freien Lauf lassen und mit fünfundzwanzig neuen Sektenmitgliedern wieder nach Vatikanstadt zurückkehren und ihre Gefangenen abliefern. Wer diesen Zyklus dreimal absolviert hatte, durfte entweder in Vatikanstadt bleiben, oder konnte sich einen anderen Platz suchen, an dem er sich niederlassen und ein weiteres Zentrum der Sekte errichten sollte.

Die Aufgabe dieser Niederlassungen oder «Filialen», wie ich

sie für mich nannte, war es, neben der Rekrutierung von neuen Mitgliedern durch Überzeugen oder Folterung und brutale Gehirnwäsche, alle noch existierenden Städte und Siedlungen, die sich nicht beugen wollten, in einem Radius von mindestens sieben Tagen Fußmarsch, dem Erdboden gleich zu machen.

Das galt vor allem für die vielen neu entstandenen Gemeinden von Überlebenden, die sich aus dem Chaos des Krieges emporgehoben hatten, aber auch verlassene Bibliotheken, Schulen, Krankenhäuser und generell alles, was an die *Zeit der Hybris* erinnerte, sollte zerstört werden.

Das Buch war auf 2017 datiert. Gab es bereits neue Zentren der Degenerierten? Waren sie schon dabei, ihr zerstörerisches Werk zu vollenden? Wann genau hatte das alles angefangen?

Mein Kopf war jetzt voll von wirrer Propaganda, meinen eigenen, unabsichtlich in Gedanken formulierten Gegenargumenten, unendlich vielen religiösen Floskeln und Metaphern, die Da Silva nutzte, um seinen Worten Gewicht und Glaubwürdigkeit und dadurch eine irgendwie unheimliche Überzeugungskraft zu verleihen. Horrorvisionen der Auswirkungen, die der verrückte Kardinal und seine Sekte auf die kümmerlichen Überreste der Zivilisation haben würden, waberten vor meinem geistigen Auge herum.

Den Rest des Buches überflog ich nur und nahm mir vor,

ihn morgen noch einmal aufmerksamer zu lesen. Er beschrieb, das erfasste ich beim Querlesen, die Methoden, die die Jünger anzuwenden hatten, um den Willen ihrer Gefangenen zu brechen, gab Anleitung zu Foltermethoden und systematischem Psychoterror - eben zu all dem, was Wanda, Thomas und Mariam erduldet hatten.

Dann folgten einige Seiten mit Jenseitsversprechungen, die verhiessen, dass diejenigen, die in zehn mal zehn Jahren, bei Erreichen des großen Zieles und der erfolgten Rückkehr der Menschheit ins Paradies, nicht mehr am Leben sein sollten, wieder auferstehen und Gnade vor dem Herrn finden und in seiner ewigen Liebe leben würden.

Denn der Herr prüft die Seele, und wer reinen Herzens und voll Unschuld ist, soll seiner Liebe Zeuge sein.

Ich stellte mir vor, wie Da Silva Tag für Tag in seiner verfallenen Kapelle zu Versklavten und Verschleppten predigte, seine wirre Botschaft in die Welt schrie, eine verbrannte und vernarbte Gestalt in rotem Kardinalsputz, die über rohen Orgien tierischer Wollust und finsterster Gewalt thronte und immer und immer wieder seinen wahnsinnigen Slogan in immer neuer Form absonderte:

Verrohung bringt die Unschuld.

Im Zeitraffer sah ich vor mir, wie Fünfergruppen Degenerierte in alle Himmelsrichtungen ausschwärmten und auf die

fünffache Zahl angewachsen wieder zu ihrem Ursprungsort zurückkehrten. Ich sah die Zahl der Jünger um Da Silva wachsen, bis sie ganz Rom bevölkerten, ein brodelnder, vor Bosheit überquellender Ameisenbau, wie Bakterien in der Petrischale, genährt von Blut und Schmerz und Angst.

Wieder sah ich sie ausschwärmen und neue Tumore auf der Karte Europas bilden.

Der Kardinal baute sich eine Armee auf.

Ich klappte das Buch zu, trank einen Schluck Wasser.

Was sollte man tun?

Was *konnte* man tun?

Die Siedlungen abklappern, um sie zu warnen? Sie würden nicht hören, würden es vielleicht auch gar nicht glauben, und falls doch - das waren kleine, autarke Gruppen. Es gab meines Wissens kaum Ansiedlungen, die mehr als fünfzig Menschen beherbergten. Viel hatte so eine Siedlung Da Silva und seinen Jüngern nicht entgegenzusetzen.

Jäh wurde ich aus meinen Gedanken gerissen, als die Tür aufflog und Wanda in die Küche trat. Ich war noch nicht ganz über den Schrecken hinweg, da nahm ich wahr, wie besorgt sie aussah.

«Ich glaube, Mariam ist krank», sagte sie.

Noch während wir zusammen zu dem Mädchen eilten, erinnerte ich mich daran, wie schnell sie eingeschlafen war. Ich

hatte mir nichts weiter dabei gedacht.



Als ich das Grundstück verlassen und Wanda das Tor wieder hinter mir verschlossen hatte, fragte ich mich, wie ich am besten vorgehen sollte. Würde ich mich in der Mitte der Straße fortbewegen, wäre ich von jedermann leicht zu sehen. Würde ich mich an einer Seite der Straße, nahe an den Gebäuden halten, dann würde ich ein leichtes Ziel für einen Hinterhalt abgeben. Denn hinter jeder Ecke und jedem Busch konnte ein wilder Hund lauern und auch die beiden Degs, die den Kampf überlebt hatten, kamen mir mit einem Mal wieder in den Sinn.

Wir hatten seit zwei Tagen keine Spur von ihnen gesehen, und Wanda und ich waren im Grunde der Meinung, dass die beiden das Weite gesucht hatten. Vielleicht würden sie versuchen wieder nach Rom zu gelangen, oder, was wahrscheinlicher war, sich einer anderen marodierenden Bande anschließen. Allerdings bestand auch die Möglichkeit, dass die beiden, der Mann mit der durchschossenen Hand und die Frau mit dem von meinem Hammerwurf zerschmetterten Kiefer, irgendwo auf der Lauer lagen und auf Rache sann.

Aber all das Spekulieren half nichts.

Wir konnten nicht mehr tun, als die Augen offen zu halten und auf der Hut zu sein. Ich hier, auf den Straßen des verwilderten Frankfurts und Wanda auf ihrem Wachposten im Haus. Sie und Mariam waren fürs Erste - und so lange sie sich ruhig verhielten - halbwegs sicher. Das sagte ich mir zumindest. Mariam lag fiebernd und mit Schüttelfrost in meinem Bett und Wanda musste gleichzeitig die Sackgasse im Auge behalten und sich um das kranke Mädchen kümmern.

Ich machte mir immer noch Vorwürfe, dass ich die Wunde in Mariams kleinem Fuß nicht früher entdeckt hatte, aber das lag wohl daran, dass Mariam sich die Verletzung nicht im Kampf zugezogen hatte, sondern dass es bereits ein paar Tage zuvor passiert sein musste.

Im Grunde war es keine große Sache. Das Mädchen war noch während ihrer Gefangenschaft in einen Holzsplitter getreten, der sich in ihre Fußsohle gebohrt haben musste und durch das unbarmherzige Marschtempo, das die Degenerierten verlangt hatten und auch aus Angst vor deren drastischen Strafmaßnahmen hatte das Kind nichts gesagt.

Mariam hatte ihre Verletzung verheimlicht, vielleicht auch selbst für einige Tage vergessen, und war nun von ihrem Versäumnis eingeholt worden. Ich hätte gleich stutzig werden müssen, als sie gestern Abend so früh eingeschlafen war. Ihre erhöhte Temperatur hätte mir auffallen müssen, aber ich war

viel zu sehr mit dem Buch und den aktuellen Ereignissen beschäftigt gewesen, um auf Mariam zu achten. Ich zürnte mir selbst und Thomas und diesem Da Silva gleichermaßen.

Jetzt, im ersten Licht der fahlen Sonne, machte ich mich auf den Weg, um fiebersenkende Medikamente und Antibiotika zu besorgen. Wanda wäre auch gegangen, verwies auf meine Schulterwunde und meinen angeschlagenen Knöchel, aber das hatte ich nicht gelten lassen. Nicht etwa, weil sie eine Frau war, sondern weil Mariam und Wanda sich schon lange kannten und das Mädchen viel mehr Vertrauen zu Wanda hatte, als zu mir. Sie konnte sich immer noch selbst auf den Weg machen, falls ich bis heute Abend nicht zurückgekehrt sein sollte.

Den Splitter hatten wir noch in der Nacht entdeckt und herausgeschnitten und die Wunde desinfiziert. Aber die Entzündung war schon weit fortgeschritten. Wir fürchteten, dass Mariam, sollte das Fieber länger andauern, nicht genug Kraft haben könnte, um ihm zu widerstehen.

Ich drehte mich noch einmal zu Wanda um, die hinter dem Zaun wartete. Ich wollte noch irgendetwas Aufmunterndes sagen, aber am Ende beließen wir es beide bei einem zaghaften Winken.

Ich drehte mich um, legte die gespannte Armbrust in meine linke Armbeuge und schritt, die rechte Hand locker um den

Griff gelegt, die Sackgasse hinauf.

Als ich zu dem Hügel toter Leiber gelangte, den Wanda und Thomas in einiger Entfernung zu unserem Zaun errichtet hatten, konnte ich nicht anders und warf einen Blick auf die Toten, die zu einem Teil auf mein Konto gingen. Die Verwesung war noch nicht sehr weit fortgeschritten, aber wenn man genau hinsah, konnte man in den im Todeskampf verzerrten Gesichtern Bewegung wahrnehmen. Die Insekten waren bei der Arbeit. Einige der Leichen waren auch von den wilden Hunden aus dem Haufen herausgezerrt worden und ihre Innereien lagen auf dem Pflaster verteilt.

Den Blick abwendend, horchte ich in mich hinein.

Nein, ich verspürte kaum Mitleid. Der Anblick der grausig zugerichteten Toten schürte nur meine Wut auf Da Silva, der mit seinen irren Predigten und giftigen Worten das ganze Unheil angerichtet hatte.

Am Ende der Sackgasse angekommen, spähte ich nach rechts und links die kreuzende Straße hinunter.

Keine Bewegung.

Kein Laut.

Ich wandte mich zuerst nach links. Dann, nach ein paar Metern, bog ich wieder nach rechts ab. Wie auch in unserer Sackgasse, waren die Vorgärten, die die verlassenen und wie ausgestorben daliegenden Häuser von der löchrigen Straße ab-

grenzten, völlig verwildert.

Etwa fünfzig Meter vor mir hatten sich zwei Autos ineinander verkeilt und ich konnte im Vorbeigehen erkennen, dass in einem der Wagen noch zwei Tote auf den vorderen Sitzen saßen. Man konnte sehen, dass sie schon vor einigen Jahren gestorben sein mussten, und so nahm ich den Anblick nicht als Alarmsignal wahr.

Von gelegentlichen Einschusslöchern in den Fassaden der Häuser abgesehen, war die ehemalige Wohngegend offensichtlich von größeren Zerstörungen verschont geblieben. Das änderte sich ungefähr hundert Meter weiter.

Die Brücke, die die brachliegenden, überwucherten Bahngleise, die links in meinem Sichtfeld begannen und rechts wieder aus ihm verschwanden, überspannte, lag in Trümmern.

Das um die Trümmer herum neu entstandene Wäldchen konnte nicht breiter sein als das Gleisbett, überlegte ich. Ich beschloss, es zu durchqueren und meinen Weg weiter in Richtung Nordwesten fortzusetzen, obwohl mir die Brücke lieber gewesen wäre.

Nachdem ich den kleinen Abhang, der zum Gleisbett führte, hinter mich gebracht hatte, ohne meinen angeschlagenen Knöchel weiter zu lädieren, schlich ich, aufs Äußerste angespannt, durch das Dickicht.

Es machte mich nervös, dass ich nicht sehen konnte, was

vor mir lag. Das dichte, dunkle Grün machte es schlichtweg unmöglich, etwas zu erkennen, das weiter entfernt war als fünf Meter. Einmal schreckte ich herum, als irgendein Tier rechts hinter mir das hohe Gras und die jungen, etwas über mannshohen Bäume zum Zittern und Rascheln brachte. Die Armbrust im Anschlag verharrte ich einige Sekunden, aber das Geräusch entfernte sich von mir und erleichtert wandte ich mich wieder um und setzte meinen Weg fort.

Bald darauf lichtete sich die Vegetation rasch und das Gelände stieg sanft an.

Ich hatte es ohne größere Vorkommnisse geschafft und die Gleise überquert. Ein vergammeltes Straßenschild an einer Kreuzung verriet mir, dass ich mich, wenn ich mich links hielt, in der Hohlbeinstraße fortbewegen würde. Es zweigten noch zwei andere Spuren ab. Einen kurzen Moment lang ließ ich meinem Blick etwas ratlos zwischen den drei möglichen Wegen hin und her gleiten. Dann sah ich zu meiner großen Erleichterung das charakteristische, rote Apothekenzeichen hinter einem Baum hervorscheinen.

Ich ging darauf zu, und schnell konnte ich die Worte «Bonifatius-Apotheke» erkennen. Das hatte ja geklappt wie am Schnürchen.

Nicht einmal zwei Kilometer von unserem Unterschlupf entfernt - und schon hatte ich gefunden, was ich gesucht hatte.

Ich beschleunigte meinen Gang und mit jedem Schritt konnte ich ein wenig mehr erkennen. Die Glasfront war noch intakt, wenngleich der untere Bereich des großen Schaufensters mit Holzbrettern, Balken und einigen Sandsäcken verbarrikadiert war.

Die Eingangstür stand im Kontrast zu der improvisierten Befestigung einen Spalt breit offen.

Rückblickend hätte ich vorsichtiger sein sollen, aber der Gedanke, Mariam schnellstmöglich die nötigen Medikamente bringen zu können, ließ mich nachlässig werden. Einen kurzen, seltsamen Moment lang sah ich mein Gesicht im Glas der Tür gespiegelt und ich bemerkte, dass es lächelte. Ich drückte die Tür mit der Schulter auf, und sobald ich das getan hatte, drang ein tiefes, grollendes Knurren aus dem Halbdunkel an mein Ohr. Hektisch versuchte ich, Genaueres zu erkennen.

Die Ständer mit den Hygieneartikeln und Vitaminpräparaten, die so ziemlich jede Apotheke, die ich jemals betreten hatte, kennzeichneten, waren umgefallen und ihr Inhalt war über den ganzen Boden verteilt worden.

Dann sah ich sie.

Auf der halbrunden Verkaufstheke lagen zwei große, zottelige und von zahlreichen Kämpfen gezeichnete Hunde.

Sie erhoben sich langsam und erschreckend selbstsicher, verharrten angespannt und knurrten mit bösarigen Augen in

meine Richtung. Noch waren sie nicht zum Angriff übergegangen und ich nutzte meine Chance und drückte den Abzug. Da ich mir nicht die Zeit zum Zielen genommen hatte, saß der Schuss nicht perfekt. Ich traf das linke der beiden Tiere in die Schulter.

Der Bolzen musste im Knochen stecken geblieben sein, denn er drang nur wenige Zentimeter tief ein. Beide Hunde machten einen Satz auf mich zu. Das verletzte Tier war etwas schneller. Die Armbrust hielt ich mit der Linken vor mich, mit der Rechten versuchte ich, die Machete zu ziehen.

Es ging alles sehr schnell.

Noch bevor diese Information vollständig von meinem Gehirn verarbeitet war, kam der verletzte Hund auf dem Boden auf und sprang.

Doch anstatt mich zu attackieren, drängte er sich an mir vorbei, wobei er mein linkes Bein zur Seite drückte und dann jaulend aus der Apotheke schoss. Ich hatte Mühe, mein Gleichgewicht zu halten. Das zweite Tier hatte sich in den Bogen meiner Armbrust verbissen und zerrte wild daran herum. Der Hund hatte keine wirkliche Chance. Während er geiferte und riss und knurrte, zog ich die Machete endlich ganz aus der Scheide und ließ sie auf seinen Nacken niedergehen, wobei ich durch einen Ruck an der Armbrust dafür sorgte, dass die Klinge ihr Ziel ohne Probleme fand.

Der Hund brach mit durchtrenntem Genick zusammen und einige Sekunden später starb er, ohne einen weiteren Laut von sich zu geben.

Ich atmete schwer. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass die Armbrust keinen Schaden genommen hatte, reinigte ich die Machete am Fell des toten Tieres und steckte sie wieder in die Scheide. Während ich die Armbrust wieder spannte und ein neues Geschoss einlegte, ärgerte ich mich halbherzig darüber, dass der andere Hund mit einem meiner kostbaren Bolzen in seiner Schulter verschwunden war. Im Grunde war ich aber mehr als froh, diese Situation, in die mich meine mangelnde Vorsicht gebracht hatte, ohne einen Kratzer überstanden zu haben.

Ich gönnte mir noch einige Sekunden des Durchatmens, dann begann ich methodisch, die Apotheke nach brauchbaren Dingen zu durchsuchen, wobei ich, wohl einer alten Gewohnheit folgend, die Gegenstände nicht gleich in meinem Parka oder meinem Rucksack verstaute, sondern erst einmal auf der Verkaufstheke sammelte. Ich begann meine Suche im Verkaufsraum, auch wenn die Medikamente, wegen denen ich vorrangig hier war, wohl eher im hinteren Bereich des Ladens zu finden sein würden. Zwei Flaschen Desinfektionsspray, zwei Erste-Hilfe-Sets und einige Multivitaminpräparate machten den Anfang. Auch eine kleine Packung Einweghandschu-

he fand ihren Weg auf die Theke. Das Herausschneiden des Splitters aus Mariams Fuß hätte sauberer vonstatten gehen können, wenn wir welche gehabt hätten. Wer konnte schon sagen, wann ich das nächste Mal in so eine Situation kommen würde?

Ich drehte mich einmal um die eigene Achse. Hier vorne hatte ich alles durchsucht. Jetzt suchte ich die Wandregale hinter der Theke ab. Ja, da waren neben den anderen Medikamenten schon mal Paracetamol und Ibuprofen. Sehr gut. Ich ging zur Theke und legte von jedem Präparat einige Packungen zu meiner Beute. Dann war da noch eine Jodsalbe und, nach einigen Minuten des Suchens, fand ich noch ein Medikament, das ich erst nach dem Lesen des Kleingedruckten als Penicillin identifizierte. Ich griff mir vier Packungen. Eine davon riss ich auf und schluckte eine Pille trocken herunter. Was meine Schulterwunde anging, wollte ich mich nicht allein auf das Desinfektionsmittel verlassen. Ich trug noch allerhand anderen Kram zusammen, darunter einige Wegwerf-Skalpelle, eine kleine, braune Flasche mit medizinischem Alkohol, Blasenpflaster, noch mehr eingeschweißte Mullbinden, eine Schachtel Tampons und dergleichen mehr.

Ich musste wieder an die Hunde denken und an Mariams entzündeten Fuß.

Fand man in Apotheken auch Impfstoffe gegen Wundstarr-

krampf?

Nein, ich glaubte mich zu erinnern, dass Impfstoffe direkt in den Praxen der Ärzte gelagert wurden. Ich würde das im Hinterkopf behalten.

Zügig packte ich meine Beute in den Rucksack und schulterte ihn. Während ich mich der Ausgangstür zuwandte, dachte ich über den Hund nach. Hätte er sich in meinen Unterarm anstatt in meine Armbrust verbissen, hätte ich ihn wahrscheinlich immer noch erledigen können. Allerdings wäre es dann auch möglich gewesen, dass sein Speichel ein buntes Potpourri von Bakterien in meine Blutbahn schleusen könnte, dessen tödliche Wirkung erst einige Zeit später zum Vorschein gekommen wäre. Am Ende hätte er mich dann also doch noch erwischt.

Zum einen fasste ich daher den Entschluss, auf meinem Rückweg zu Wanda und Mariam nicht den direkten Weg zu nehmen, sondern meinen Erkundungsgang auszuweiten und meine Augen nach einer Praxis eines Allgemeinmediziners offen zu halten. Ich war gut in der Zeit und ein Stündchen mehr würde kaum einen Unterschied machen.

Zum anderen wünschte ich mir sicherere Kleidung für uns alle. Meine Vorstellung ging in Richtung Motorradausrüstung oder wenigstens widerstandsfähigere Arbeitskleidung.

Dickes Leder und Protektoren würden schon dafür sorgen,

dass ich mir weniger verwundbar vorkam. Die Temperaturen würden in den nächsten Wochen ohnehin deutlich sinken.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, trat ich wieder vor die Tür.

Der angeschossene Hund war nirgends zu sehen.

Ich schaute nach links, denn irgendetwas auf dieser Seite erregte meine Aufmerksamkeit. Ich kann nicht genau sagen, was es war. Vielleicht ein Geräusch, vielleicht auch die unnatürliche Bewegung der Pflanzen in dem kleinen Wäldchen im Gleisbett, ungefähr achtzig Meter von mir entfernt.

Und dann sah ich sie.

Sie kamen auf demselben Weg die Senke hinauf, den auch ich genommen hatte.

Degenerierte.

War es Zufall?

War der Hund in ihre Richtung geflohen, und sie verfolgten nun seinen Weg zurück?

Oder waren sie schon die ganze Zeit hinter mir her geschlichen?

Als ich sah, dass einer von ihnen, der letzte, der aus dem Dickicht des Wäldchens hervortrat, einen blutverkrusteten Verband um eine Hand trug, war die Sache klar.

Er hatte wohl schneller Anschluss an eine andere Degeneriertengruppe gefunden, als ich es für möglich gehalten hatte

und er hatte sie darüber hinaus dazu bewegen können, hier in der Nähe zu bleiben und die Augen nach mir und nach seinen ehemaligen Gefangenen offen zu halten.

Als er dann den angeschossenen Hund an sich vorbeirennen gesehen hatte, war sein Jagdfieber geweckt worden, denn an Armbrustbolzen konnte der Kerl sich sicherlich nur zu gut erinnern.

So stellte ich es mir zumindest vor.

Einen Moment später hatte ich andere Sorgen, als mir die Anwesenheit der Gruppe zu erklären oder mir über Impfungen und feste Kleidung Gedanken zu machen, denn, noch während ich am Eingang der Apotheke stand, und in Richtung der, inzwischen auf acht Gestalten angewachsenen, Gruppe blickte, hatte er mich entdeckt.

Er hob seine verbundene Hand und zeigte auf mich. Seiner Kehle entfuhr ein barbarischer Schrei, kein Wort, ein bloßes Geräusch. Dann stürmte er in meine Richtung los und eine Sekunde später taten seine Begleiter es ihm gleich.



Der direkte Rückweg zu Wanda und Mariam war mir abgeschnitten. Deshalb drehte ich mich um und rannte die Hohlbeinstraße entlang in Richtung Norden.

Während der ersten dreihundert Meter konnte ich die Gruppe trotz meines angeknacksten Knöchels auf Abstand halten, während ich, darum bemüht, so wenig Geschwindigkeit wie möglich zu verlieren, mir einen Weg zwischen den wie zufällig über der Straße ausgeschütteten Autowracks, jungen, den Asphalt durchbrechenden Pflanzen und von Gräsern bewachsenen Kratern von alten Granateinschlägen hindurch suchte. Ich erreichte eine Kreuzung in deren Mitte ein riesiger, ausgebrannter Panzer stand, wie ein stählernes Dinosaurierskelett. In Richtung Stadtmitte waren die Kampfhandlungen anscheinend zerstörerischer und tödlicher geworden, als in dem militärisch wohl ziemlich uninteressanten Wohngebiet, in dem wir Unterschlupf gefunden hatten.

Um den Panzer herum lagen in einigem Abstand, fast kreisförmig verteilt und beinahe zur Gänze skelettiert, Leichen und Teile von ihnen, die ich erst auf den zweiten Blick entdeckte.

Hatte die Besatzung des Panzers diese Menschen niederge-

macht, oder gehörten sie zu einem Zug Infanteristen, die, von dem bewaffneten Fahrzeug geschützt, ein schon lange irrelevant gewordenes Ziel verfolgt hatten?

Ich tippte auf Ersteres, denn die Reste der Kleidungsstücke der Toten ließen auf keinerlei Uniformierung schließen, auch wenn das nicht immer etwas zu bedeuten haben musste.

Im Chaos des Krieges gedeihen die seltsamsten Pflanzen.

Ich hatte keine Zeit, mir weitere Gedanken zu machen, denn noch während ich schwer atmend vor diesem unfreiwilligen Kriegsdenkmal stand, zischte ein Pfeil dicht an meinem linken Ohr vorbei und prallte metallisch klackernd von der zerlöcherten Stahlhaut des Fahrzeugs ab.

Schnell blickte ich nach hinten und sah, dass die Schnelleren der Gruppe bis auf dreißig Meter an mich herangekommen waren. Der Bogenschütze, einer von dreien, wie ich inzwischen ausgespäht hatte, legte gerade einen weiteren Pfeil auf die Sehne und ich hob die Armbrust an und schoss.

Ich hatte grob auf die Mitte seiner Brust gezielt, aber mein Bolzen traf ihn im Unterleib und noch während die vordersten der drei Läufer weiter auf mich zu rannten, brach er mit einem Schmerzensschrei zusammen.

Mir blieb keine Zeit, die Armbrust neu zu spannen. Ich drehte mich um, umrundete den zerstörten Panzer und rannte weiter in Richtung Innenstadt, wobei ich mir die Armbrust

am Riemen über die Schulter warf und meine Machete zog.

Die schnellen Schritte meiner Verfolger in den Ohren und den immer wieder auftauchenden Hindernissen aus dem Weg gehend, verlagerte sich unsere ungleiche Hatz immer weiter in Richtung Norden. Ich wagte es jetzt nicht mehr, einen Blick über die Schulter zu werfen, denn zum einen musste ich das Gelände vor mir im Auge behalten, um nicht zu stürzen, und zum anderen wusste ich ohnehin nicht, was ich momentan - außer Wegrennen - hätte tun sollen.

Während ich also rannte, zischten zwei weitere Pfeile an mir vorüber. Der erste viel zu nah, dicht an meiner rechten Hüfte vorbei. Der andere flog einige Meter über meinen Kopf hinweg und blieb hoch oben in einem Baum stecken. Vor mir sah ich das Mainufer und eine intakt aussehende, schmale Brücke, die von Stahlseilen getragen, auf die andere Seite des Flusses führte.

Gerade hatte ich ein großes, irgendwie offiziell wirkendes und teilweise zerbombtes Gebäude passiert und eine meinen Weg im rechten Winkel schneidende Straße überquert, da wurden die Schritte rechts hinter mir lauter und keuchender Atem drang an mein Ohr. Der schnellste Läufer der Gruppe hatte aufgeholt. Ich versuchte, den Abstand zwischen uns anhand der Geräusche abzuschätzen, und fragte mich, ob er bereits seinen Speer zum Wurf erhoben hatte, gab aber den Ver-

such bald auf, denn mein eigener, hechelnder Atem machte es mir unmöglich, die Situation richtig einzuschätzen.

Eine Treppe führte an der Brücke linker Hand seitlich hinauf, und um sie benutzen zu können, würde ich meine Laufgeschwindigkeit deutlich drosseln müssen.

Meine Lunge brannte ohnehin schon schmerzhaft, und so machte ich aus vollem Lauf einen Satz nach links, bremste ab, fuhr herum, die Machete zum Schlag erhoben.

Der Deg war noch einige Meter weiter entfernt, als ich es mir mit meinem adrenalingefluteten Gehirn ausgemalt hatte und er trug keinen Speer, sondern eine Keule. Nein, es handelte sich eher um einen alten, knorrigen Ast, wenn ich es richtig sah. Sein Gesicht war durch die Anstrengungen stark gerötet und verzerrt und in seinen Augen konnte ich sehen, dass es mir gelungen war, ihn durch mein Manöver zu überraschen.

Noch während er zu bremsen versuchte und seine Keule in Abwehrposition brachte, machte ich einen Satz auf ihn zu, täuschte einen hohen Schlag an und riss die Machete im letzten Moment nach unten. Die Klinge fuhr tief in seinen Oberschenkel und dunkles, klebrig-rotes Blut schoss hervor.

Von Schmerz, Schock und tierischer Wut angetrieben, verließ ein lauter Schrei seine Kehle. Er ließ seine Waffe fallen, presste seine Hände auf die klaffende Wunde und ging in die

Knie. Gerne hätte ich ihm den Rest gegeben, aber seine Kameraden kamen gerade, zehn Meter von uns entfernt und um Luft ringend zum Stehen.

Schon hörte ich einen weiteren Pfeil heranfliegen, der nur wenige Zentimeter von meinem Fuß entfernt auf dem Boden landete und klappernd weiterschitterte, als der Kerl mit der verbundenen Hand Befehl gab, einen Halbkreis zu bilden und vorzurücken.

Ich wunderte mich über zweierlei. Zum einen hatte er den Befehl auf Deutsch gegeben, was bedeuten mochte, dass der Einfluss des Kardinals bereits weiter reichte, als ich angenommen hatte, und zum anderen fragte ich mich, wieso die anderen, die meiner Einschätzung nach zu einer separaten Gruppe Degenerierter gehörten, seine Befehle überhaupt annahmen.

Hatte er ihren ursprünglichen Anführer getötet?

Aber einerlei, sie begannen, mich in die Zange zu nehmen. Ich musste weg. Meine Gegner versperrten mir den Weg nach rechts und links.

Mir blieb nur die schmale Mainbrücke als Ausweg.

Während ich tief einatmete und mich bereit machte, den Degenerierten eine weitere Jagd zu liefern, blickte ich in das hasserfüllte Gesicht von *Einhand*, wie ich ihn inzwischen getauft hatte, auch wenn das nicht ganz korrekt war.

Er strich sich grinsend mit dem Daumen über die Kehle.

Dann brüllte er:

«Los jetzt!»

Ich wartete nicht ab, wie sein Gefolge auf das Kommando reagieren würde, sondern rannte vom Geräusch losgelassener Bogensehnen begleitet die Stufen zur Brücke hinauf, weg von den Degenerierten, aber auch weg von Wanda und Mariam.



So schnell ich konnte, rannte ich über den Steg. Ich wagte nicht, einen Blick über die Schulter zu werfen, wollte keinen Sekundenbruchteil meines mageren Vorsprungs aufgeben. Meine Lunge brannte, der Knöchel schmerzte, und im Geiste bettelte ich eine unbestimmte, höhere Macht voll Inbrunst um eine Eingebung an, um ein Wunder oder wenigstens um eine Idee.

Darum, dass ich die mörderische Verfolgungsjagd trotz meines angeschlagenen körperlichen Zustandes durchhalten und für mich entscheiden würde. Das keuchende Geräusch meiner eigenen Atemzüge drang jämmerlich und asthmatisch an meine Ohren und machte es mir unmöglich, den Abstand zwischen mir und meinen Verfolgern zu ermitteln, ohne nach hinten zu sehen.

Dazu ließen mir die Gegebenheiten auch gar keine Zeit.

Ein weiterer Pfeil flog über meinen Kopf hinweg und in et-

wa fünfzig Metern Entfernung vor mir, am anderen Ende der Brücke, tauchten plötzlich drei Gestalten auf, die ebenfalls zerlumpt und mit Bögen bewaffnet waren und die zu warten schienen, bis die von Einhand befehligten Degenerierten mich auf eine Entfernung an sie herangetrieben hätten, auf die sie mich nicht verfehlen konnten.

Schon legten sie die Pfeile auf die Sehnen und richteten die Bögen auf mich.

Panik und Angst streckten ihre gierigen Finger nach meinem Gehirn aus, mein ganzes Handeln war völlig blockiert und irgendwie ... *kristallin*, wie eingefroren.

Es war mehr als unwahrscheinlich, dass ich die nächsten Sekunden überleben würde.

Vielleicht würde mich das erste oder zweite Geschoss verfehlen, aber ich war mir sicher, dass irgendeiner der Pfeile sein Ziel finden würde.

Ich hatte keine Wahl.

Der einzige Ausweg, der mir einfiel, war der Fluss.

Keinen Sekundenbruchteil zu früh setzte ich meinen verzweifelten Entschluss in die Tat um.

Lieber kalt und nass, als kalt und tot.

Aus vollem Lauf heraus, im selben Moment, in dem die drei Schützen die Sehnen ihrer Bögen losließen, setzte ich zum Sprung an. Als ich mich abstoßen wollte, durchzuckte ein höl-

lischer Schmerz meinen angeschlagenen Knöchel und mein Sprung, der mich eigentlich Kopf voran über das Gelände hätte katapultieren sollen, erfüllte zwar seinen Zweck, aber mein rechter Fuß blieb einen schrecklichen Moment lang am oberen Rand hängen, was meinem angstvollen Aufschrei eine neuerliche Komponente von Schmerz hinzufügte.

Dann war der Moment vorbei und ich sah den schlammig-braunen Fluss auf mich zu rasen. Mein Aufprall war im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Er riss mir die Machete aus der Hand, das kalte Wasser drang in meinen Mund, fraß sich blitzschnell in meine Kleidung und zog mich mit träger aber schrecklicher Kraft nach unten.

Mit aller Macht kämpfte ich gegen die bleierne Schwere an, die nach mir griff, denn unter gar keinen Umständen wollte ich den Rucksack mit den Medikamenten für Mariam an den Fluss verlieren. Mit einer unglaublichen Anstrengung schob ich meine Ängste von mir und zwang mich zu ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen und einige endlose Sekunden später durchbrach ich die Oberfläche und schnappte nach Luft.

Mein Blick richtete sich unweigerlich nach oben, in Richtung der Brücke. Ich registrierte, dass ich ungefähr zwanzig Meter von der Brücke weggetrieben war, und während ich das einzige tat, das mir in diesem Moment einfiel, nämlich die

Distanz, mit den Armen rückwärts rudern, zu vergrößern, sah ich etwas, das mich in Erstaunen versetzte.

Auf der Brücke über mir wurde gekämpft!

Die drei neu angekommenen Gestalten hatten am Ende vielleicht gar nicht mich ins Visier genommen, sondern Einhand und seine Degeneriertenbande - oder vielleicht auch einfach nur alles und jeden, der es wagen sollte, die Brücke zu überqueren.

Allerdings sah es nicht gut aus für die drei. Während einer gerade einen Hieb mit seinem Bogen parierte, der im Zuge dessen in der Mitte brach, ging ein anderer mit einem Speer im Leib zu Boden. Ungefähr dort, wo ich in den Fluss gesprungen war, lag die Leiche von einem von Einhands Männern, im Tode die Hände um den Schaft des Pfeiles gekrampft, der aus seinem Brustkorb ragte. Ein weiterer Degenerierter hing schlaff und kopfüber über dem Geländer der Brücke. Die restlichen erreichten in dem Moment den Kampfplatz, in dem es dem Neuankömmling mit dem zerbrochenen Bogen gelang, sich seiner unnützen Waffe zu entledigen und, einem ungeschickt geführten Hieb seines Gegners ausweichend, ein großes Küchenmesser aus dem Gürtel zu zerren. Er ging sofort zum Gegenangriff über und mir fiel auf, dass irgendetwas mit seinen Bewegungen nicht stimmte. Der andere Überlebende des Trios spannte gerade, einige Meter weiter

hinten, seinen Bogen erneut zum Schuss, als sein Gefährte von einem Pfeil in den Mund getroffen wurde und nach hinten umfiel. Der Bogenschütze stand nun alleine gegen Einhand und seine Kumpane.

Diese Tatsache schien auch er bemerkt zu haben, denn er tat noch einen ungezielt aussehenden Schuss in Richtung des Degenerierten, der ihm inzwischen am nächsten gekommen war. Der Pfeil streifte den Kerl zwar nur an der Wange, aber das reichte völlig aus, um ihn von seinen Angriffsplänen abzubringen und unter lautem Geschrei nach der Wunde tasten zu lassen.

Der Schütze wandte sich zur Flucht.

Als die restlichen Degenerierten ihren Verletzten erreichten und, ohne auf ihn oder das Blut zu achten, das zwischen seinen Fingern hervorquoll, die Verfolgung aufnahmen, ertönte ein bellender Befehl Einhands.

«Halt!»

Einhand, der als Letzter am Ort des Geschehens angekommen war, stand am Brückengeländer und schaute in meine Richtung. Einige Meter weiter waren seine Untergebenen zum Stehen gekommen und taten es ihm gleich.

Ich war die ganze Zeit über weiter rückwärts gepaddelt und hatte die Augen nicht von dem Geschehen abwenden können. Das allerdings änderte sich schlagartig, als ich sah, dass meine

schwer atmenden Jäger ihre Aufmerksamkeit wieder mir alleine schenkten. Ich drehte mich um, und schwamm so schnell ich konnte weiter den Fluss hinab. Sie würden mich mit Sicherheit verfolgen. Wenn ich nicht schnell aus dem Wasser herauskommen würde, konnten sie bequem am Flussufer entlangschlendern und alle paar Meter einen Pfeil in meine Richtung schicken.

Ich warf noch einmal einen Blick zurück.

Einhand stand immer noch auf der Brücke und sah mir nach. Sein Gefolge aber hatte die Brücke nun endgültig überquert und eilte gerade die kleine Treppe hinunter, die den Übergang zur Straße darstellte. Ich änderte meinen Kurs und hielt auf das Ufer zu. Ich schätzte, dass mein Vorsprung gerade so ausreichen würde, um, auf trockenem Boden angekommen, einen Moment zu verschnaufen und dann, mit einigen zehn Metern Vorsprung, meine Flucht fortsetzen zu können.

Wie erfolgreich diese Flucht, in meinen schwer mit eisigem Wasser vollgesogenen Klamotten und dem auf diese Weise gleichermaßen zum Handicap gewordenen Rucksack werden würde, wollte ich mir lieber nicht ausmalen - und eines wusste ich: Sobald ich verschnaufen und das Adrenalin in meinem Körper abebben würde, würde eine elende, ekelhafte Kälte von mir Besitz ergreifen.

Wie lange würde ich dann noch in der Lage sein, meine

Flucht durchzuhalten?

Die Muskeln meiner Arme und Beine waren bereits bleischwer und als ich endlich das Ufer erreicht hatte, und mich tiefend und keuchend aus dem Wasser hievte, schlug die Schwerkraft mit aller Macht zu und ließ mich in die Knie brechen.

In der Mitte der Brücke war kein lebendiges Wesen mehr zu sehen. Auch Einhand hatte sich an die Verfolgung gemacht, das konnte ich aus der kauernenden Position heraus, in der ich einen Moment ausharrte und wartete, bis ein wenig des höllischen Gewichtes von mir abgetropft war, erkennen.

Während ich den Riemen meiner Armbrust über den Kopf streifte und danach den Rucksack von meinen Schultern zerrte, fragte ich mich, wie viel Zeit mir wohl noch blieb, bis sie mich eingeholt haben würden.

Ich musste Ballast abwerfen, wenn ich am Leben bleiben wollte.

Schon konnte ich hören, wie sie ohne Rücksicht auf Verluste durch das Unterholz brachen. Ich hoffte inständig, dass es mir gelingen würde, die Sachen nach gelungener Flucht wiederzufinden, damit ich Mariam die Medikamente bringen konnte. Markieren indes wollte ich die Stelle nicht. Die Degenerierten durften die Medikamente auf keinen Fall finden. Hastig spannte ich die Armbrust, legte einen Bolzen ein, wandte

mich um und setzte meine Flucht fort, nachdem ich den Rucksack in einem Busch deponiert hatte. Ich fluchte in Gedanken.

Keine Zeit mehr, den Parka auszuwringen.

Außer der Armbrust und meinem Fahrtenmesser am Gürtel, hatte ich alles zurückgelassen, lediglich zwei weitere improvisierte Bolzen packte ich in die Gesäßtasche meiner klebrignassen Jeans. Ich hetzte, so gut es mein gepeinigter Knöchel zuließ, an Büschen vorbei, umging totes Holz und größere Steinbrocken, die ursprünglich einmal Teil des Flussbettes gewesen sein mussten, stolperte fast über eine verrostete Fahrradfelge und trieb mich immer weiter zur Eile an. Hinter mir krachte und raschelte nach wie vor das Unterholz.

Lauter.

Sie kamen näher.

Während ich weiter Hindernissen auswich, glaubte ich zu bemerken, dass die Degenerierten aufgeholt hatten. Rechts hinter mir konnte ich einen leisen Fluch hören, und Schritte, die kurz aus dem Tritt gekommen waren und dann wieder zu ihrem alten Rhythmus fanden.

Renn weiter!

Vor mir lichtetete sich das Grün und machte Platz für ein Trümmerfeld aus zersplitterten Betonbrocken. Irgendwann im Krieg hatte irgendwer aus irgendeinem Grund eine weitere

Brücke zerstört, deren Überreste nun meine Flucht erschweren. Ich kletterte weiter in das Trümmerfeld hinein, hangelte und kraxelte zwischen den monolithischen, menschengemachten Felsen umher und nach etwa zehn Sekunden hörte ich Rufe und Einhands gebellte Kommandos hinter mir. Er und seine Untergebenen waren am Rande des Trümmerfeldes angekommen und machten sich daran, mich weiter zu verfolgen.

Als einer von ihnen einen brusthohen Beton-Felsen erklimmte, benutzte ich meine Armbrust. Der Bolzen schlug ein, und mit einem viel zu hohen Schrei stürzte die Gestalt rückwärts aus meinem Sichtfeld.

Ich kletterte tiefer hinein, in dieses bizarre, chaotische Felsenmeer, stieß mir die Schienbeine an und riss mir blutige Kratzer in die Unterarme, als ich an einer scharfen Bruchkante eines besonders großen Betonbrockens vorbeischrämte und mich gerade noch vor einem Sturz bewahren konnte.

Während ich noch tonlos in mich hineinfluchte, bemerkte ich einen schwarzen Fleck im dreckigen Grau und Braun meiner Umgebung. Einen schwarzen Fleck von ungefähr eineinhalb Metern Durchmesser. Einen schwarzen Fleck auf dem Boden. Ein Loch, das senkrecht nach unten zu führen schien. Hinter mir konnte ich meine Jäger klettern und fluchen hören, aber sehen konnte ich, als ich mich umdrehte, keinen von ihnen.

Dieses Loch war vielleicht meine einzige Chance.

Aber nur, wenn niemand sehen würde, wie ich hineinstieg.

Meine Verfolger waren zwar durch mich und den Kampf mit den Fremden auf der Brücke dezimiert worden, aber stellen konnte ich mich ihrer Übermacht auf keinen Fall und auch eine Fortsetzung der Verfolgungsjagd bis in alle Ewigkeit war undenkbar.

Ich konnte nicht mehr.

Ich legte die letzten Meter bis zur geheimnisvoll im Boden lauernden Öffnung in kraftzehrender Eile zurück. Einen Moment lang stand ich da, noch unschlüssig und kramte in meinem gehetzten Hirn nach Mut, dann setzte ich mich an den Rand des Loches und schwang die Beine über die brüchig wirkende Kante.

Dann stieß ich mich ab.

Zu meinem großen Glück rutschte und schlitterte ich eher, als dass ich fiel, denn nach vielleicht eineinhalb Metern freien Falls führte das Loch nicht mehr ganz so steil nach unten, sondern das Erdreich bildete eine Art Rampe, die in die Tiefe führte. Mein Knöchel wurde dennoch einer weiteren, äußerst schmerzhaften Belastungsprobe unterzogen. Das wenige Licht, das durch die Öffnung drang, ließ mich nicht besonders viel erkennen, aber es reichte aus, um mich sehen zu lassen, dass ich mich in einer Art Höhle befand, die einen Durchmesser

von drei Metern hatte und an deren nördlichem Rand das Erdreich abgetragen worden war und eine massive Betonwand freigab. Mitten in dieser Betonwand befand sich ein weiteres, fast kreisrundes Loch, hinter dem eine noch tiefere Schwärze lauerte. Aus dem Loch zog alte und krank riechende Luft in meine Richtung. Es ging hier also noch weiter nach Norden. Ich konnte kaum fassen, wie viel Glück ich gehabt hatte.

Während ich mich vorsichtig auf das Loch zubewegte, um es eingehender untersuchen zu können, überlegte ich, ob ich mich mit der Armbrust auf die Lauer legen sollte. In der Dunkelheit würde ich für meine Verfolger unsichtbar sein, wohingegen sie perfekte Ziele abgeben würden, wie sie, vom herbstlichen Tageslicht angestrahlt, in die Höhle zu ihren Füßen hinunterstarren würden.

Ich ging neben dem Durchbruch in der nördlichen Wand in die Hocke und machte meine Armbrust wieder schussbereit. Der üble Geruch, den das Loch verströmte, war jetzt deutlich stärker. Ich konnte ihn allerdings nicht näher definieren. Durch das Zielfernrohr nahm ich die obere Öffnung der Höhle ins Visier. Gleich würde bestimmt die erste der Gestalten auftauchen und zu mir herunter starren.

Und tatsächlich, eine dunkle Silhouette zeichnete sich ab. Mein Finger näherte sich dem Abzug. Nur ein wenig mehr

Druck, und mein Bolzen würde sich mit etwas Glück in den Schädel des Degenerierten bohren und ihm ein schnelles Ende bereiten. Gerade wollte ich schießen, da wurde die Silhouette kleiner, bewegte sich rückwärts und war einen Moment später nicht mehr zu sehen.

Ich behielt das Loch weiter im Visier und lauschte.

Schritte von mehreren Personen wurden lauter.

*Die Hunde versammeln sich vor dem Dachsbau.*

Kurz erschien ein weiterer Kopf vor der Öffnung und verschwand wieder, und ich fragte mich, ob es wohl Einhand gewesen war.

Es folgte ein Tuscheln und Flüstern, ein lauterer, protestierendes Wort, ein dumpfer Schlag und dann ein Keuchen.

Die Hunde besprechen ihre Vorgehensweise.

Dann entfernten sich die Schritte, und ich hörte nichts mehr.

Lagen sie auf der Lauer?

Ähnlich wie ich, ihre Pfeile auf die Öffnung im Boden gerichtet?

Oder waren sie weitergegangen?

Sie konnten sich nicht sicher sein, dass ich tatsächlich hier unten war. Vielleicht durchkämmten sie auch weiter das Trümmerfeld nach mir. Vielleicht hatten sie auch einen einzelnen Wächter an dem Loch zurückgelassen, der sofort

Alarm geben würde, sobald ich meinen Kopf wieder aus der Öffnung strecken würde.

Nein, im Moment konnte ich nicht zurück an die Oberfläche und in den nächsten Minuten wagte ich es auch nicht, das leiseste Geräusch zu machen.

Scheinbar ewig verharrte ich in dieser Stellung, bis ich irgendwann versuchte, so leise wie möglich eine Position zu finden, in der meine Gliedmaßen nicht einschlafen oder verkrampfen würden und behielt den Zugang zur Oberfläche permanent im Auge.

Der übelriechende Mauerdurchbruch, neben dem ich kauerte, schien mein einziger, halbwegs sicherer Ausweg zu sein. Es war einfach unmöglich abzuschätzen, was oben an der Oberfläche auf mich wartete.

Gut, das galt für die Schwärze hinter mir ebenfalls, aber ich ging davon aus, dort zumindest nicht augenblicklich mit Pfeilen gespickt zu werden, sobald mein Kopf in der Maueröffnung sichtbar werden würde.

Es waren inzwischen viele Minuten vergangen und ich hatte nicht das leiseste Geräusch vernommen, das mich auf die Anwesenheit anderer Menschen schließen ließ. Die Kälte, die, durch meine nassen Klamotten verstärkt, in meine Knochen gekrochen war, wurde immer grausamer und unerträglicher. Ich zwang mich, noch einige Minuten weiter zu verharren,

aber mir war bewusst, dass ich auch nicht ewig in diesem Erdloch kauern konnte.

Noch immer hatte ich weder von oben noch aus der Schwärze hinter mir ein Geräusch wahrgenommen und schließlich stand ich auf. Dabei krachte mein linkes Knie dermaßen, dass ich sicher war, dass man es auch oben an der Oberfläche laut und deutlich gehört haben musste.

Aber nichts.

Keine wahrnehmbare Reaktion.

Sachte legte ich meine Armbrust auf dem feuchten Erdboden nieder und streckte mich, überprüfte die Funktionsfähigkeit meiner Glieder und, nachdem ich das widerliche, schmerzhaft Kribbeln, das mit meiner durch die veränderte Haltung verbesserten Durchblutung einherging, überstanden hatte, ohne einen Laut von mir zu geben, duckte ich mich und schob meinen Körper durch die nördliche Öffnung der Höhle, die mir auf so unerwartete Weise das Leben gerettet hatte.

Vorerst zumindest.



Als ich mich auf der anderen Seite der Mauer wieder aufrichtete, stellte ich fest, dass es sich hier um einen von Osten nach Westen verlaufenden Tunnel oder eine Art Unterführung handeln musste.

Sehen konnte ich freilich nicht bis an die gegenüberliegende Tunnelwand, aber die hallenden, klackernden Geräusche und deren Echos, die ein Steinchen verursachte, das ich versehentlich mit dem Fuß angestoßen hatte, sagten mir zumindest, dass es sich bei diesem schwarzen, riesigen und neuen Universum, das ich gerade blind wie ein Maulwurf zu durchqueren begann, um etwas handeln musste, das von Menschenhand erschaffen worden war. Auch war der Boden zu meinen Füßen glatt und eben, was mich in meiner Einschätzung zu bestätigen schien.

Die Armbrust hatte ich mir wieder umgehängt und ich tastete mich an der Wand entlang, in die Richtung, von der ich glauben wollte, dass es sich um Osten handelte, denn ich hatte die unbegründete Hoffnung, auf diese Weise irgendwie zurück in die Nähe der schmalen Brücke zu gelangen, die mich wieder zu Wanda und Mariam führen sollte. Irgendwo dort wür-

de es schon wieder einen Weg nach oben geben.

Oder nicht?

Alle paar Schritte blieb ich stehen und lauschte in die undurchdringliche Dunkelheit. Meine Anwesenheit schien bisher von nichts und niemandem bemerkt worden zu sein. Gelegentlich stießen meine Füße gegen ein Hindernis, aber es handelte sich, wie ich herausfand, wenn ich vorsichtig in die Hocke ging und mit den Händen in die Schwärze tastete, immer um irgendetwas Liegegebliebenes oder um etwas Totes. Eine alte, hölzerne Obstkiste, ein Autoreifen, ein Rattenkadaver, ein Bündel feuchter, kalter Decken oder Lumpen und Ähnliches. Einmal stieß ich auf die Leiche eines großen Hundes, den es irgendwie hierher verschlagen haben musste. Er war noch nicht skelettiert, aber ob er tatsächlich erst vor Kurzem verendet war, oder ob es an der kalten Dunkelheit hier unten lag, konnte ich nicht sagen.

Nach diesen Erfahrungen, die ich in den, wie ich schätzte, ersten dreißig Minuten in dieser stinkenden Schwärze gemacht hatte, wich meine anfängliche, ängstliche Vorsicht einer etwas zuversichtlicheren Routine. Zwar machte ich immer noch alle paar Schritte eine Pause und lauschte, aber ich war längst nicht mehr so verkrampft wie zu Anfang. Nur elend kalt war mir immer noch.

Auch den allgegenwärtigen Gestank hier unten nahm ich

inzwischen nicht mehr als wirklich unangenehm wahr, ja fast bemerkte ich ihn gar nicht mehr.

Während meine rechte Hand weiter dafür sorgte, dass ich Kontakt zur Wand des Tunnels hielt, tastete ich mit der Linken in den Hosentaschen meiner Jeans herum.

Und tatsächlich, da war es!

Ein Einwegfeuerzeug.

Ich hatte die ganze Zeit über unbewusst gehofft, dass ich eines bei mir haben würde. Natürlich würde es nass sein und nicht gleich funktionieren. Während ich mich weiter durch die Schwärze tastete, schüttelte ich es im Gehen, mit dem Feuerstein nach unten, mehrere Minuten lang aus.

Als ich der Meinung war, genug geschüttelt zu haben, und darüber hinaus mit dem linken Fuß einmal mehr gegen ein weiches Hindernis gestoßen war, hielt ich wieder an. Zögernd und vorsichtig tastend, streckte ich meine Finger in Richtung des unbekanntes Dings zu meinen Füßen aus.

Es war ein Bein.

Ein Bein, das in einer Hose steckte und das an einem Schuh oder Stiefel endete. Hockend tastete ich weiter hinauf, in Richtung Oberkörper. Das Fleisch unter dem Stoff hielt meinen Berührungen stand und fühlte sich fest an. Als meine Hände an der Hüfte des oder der Toten ankamen und das kalte Metall einer Gürtelschnalle ertasteten, wurde ich ganz aufgeregt.

Hastig und eifrig fühlte ich von der Schnalle aus nach rechts und links. Da waren Taschen am Gürtel befestigt, Taschen die nur dafür gemacht sein konnten, Werkzeuge zu halten.

Oder Waffen.

Oder Ersatzmagazine.

Oder Taschenlampen.

Ich tastete und tastete und tatsächlich - an der linken Seite des toten Körpers konnten meine hektischen Finger einen länglichen Zylinder fühlen, der nach oben hin dicker wurde. Ich zwang mich, tief durchzuatmen. Langsam und vorsichtig zog ich den Gegenstand in Richtung des Kopfes der Leiche, und schließlich hielt ich sie in der Hand - die Lampe!

Hielt ich es in der Hand, das Werkzeug, das mir den Weg nach oben mit etwas Glück so viel leichter machen würde.

Ich hielt die Luft an, als ich den Schalter mit dem Daumen nach vorn schob.

Nichts.

Enttäuschung.

Wut.

Das Ding blieb dunkel.

Verdammt.

Schon wollte ich die nutzlose, dem Anschein nach auf ewig erloschene Lichtquelle von mir werfen, dann besann ich mich eines Besseren. Ich schraubte das Batteriefach am unteren En-

de des runden Gehäuses auf und legte den Deckel sorgfältig neben meinem rechten Fuß ab, so dass ich ihn auf jeden Fall ohne Probleme wieder ertasten konnte. Dann ließ ich die beiden Batterien in meine Hand gleiten und platzierte auch sie sorgsam auf dem Boden. Ich nahm die ganze Lampe, so gut ich es in der Dunkelheit konnte, auseinander und rieb jedes einzelne Teil am Hosenstoff des Toten vor mir fest und sorgfältig ab. Mit erzwungener Ruhe setzte ich die Taschenlampe dann wieder zusammen und überprüfte mit äußerster Akribie den festen Sitz jedes einzelnen Teiles.

Vor allem bei der Birne und deren Fassung ließ ich mir nahezu unendlich viel Zeit. Irgendwann war es geschafft. Ich betätigte den Schalter, und die brutale Helligkeit stach in meinen, die Dunkelheit inzwischen gewöhnten, Sehnerv, fraß sich in mein Gehirn und ließ ein Weltall regenbogenfarbener Sterne vor meinen Augen erscheinen.

Ein Keuchen entfuhr mir.

Einige, unendliche Sekunden später hatte sich mein Gesichtssinn normalisiert und ich ließ den Strahl der Taschenlampe die Schwärze um mich herum durchschneiden. Das erste, was ich wahrnahm, war, dass der Tote zu meinen Füßen ein Soldat der alten Bundeswehr gewesen sein musste.

Alle übrigen Wahrnehmungen fügten sich erst nach einigen Sekunden begriffsstutzigen Starrrens zu einem kompletten Bild

zusammen.

Die Leiche vor mir trug Tarnfarben, die alte, schwarz-rot-goldene Flagge Deutschlands war in einigen der aufgenähten Abzeichen vertreten und unter dem Helm bedeckte eine Atemschutzmaske das tote Gesicht. Was hatte der Kerl hier unten gemacht? Hatte er sich versteckt? Hatte es hier ein Gefecht gegeben? In einigen Momenten würde ich damit beginnen, die Leiche zu plündern. Aber zuerst wollte ich mir einen weiteren Überblick verschaffen.

Der Tunnel war nahezu zehn Meter breit und ich hatte gut daran getan, mich an der Wand zu halten. Denn, wie ich jetzt sehen konnte, war der ganze Tunnel über und über mit Leichen gepflastert, und längst nicht alle von ihnen trugen Uniform.

Einige lehnten und saßen an der Wand gegenüber. Männer, Frauen und Kinder. Soldaten und Zivilisten gleichermaßen. Die Todesursache war bei keinem von ihnen auf den ersten Blick zu sehen. Keine Schusswunden, keine blutig-zerrissene Kleidung. Kein Zeichen von Gewalt. Aber dennoch ließen die Haltungen, in denen diese Menschen verendet waren, auf große Schmerzen schließen. Aufgerissene Augen und Mäuler. Verkrampfte, von Spasmen entstellte Gesichtszüge. Elendig verreckt.

Der seltsame Geruch, der dem Durchgang entströmt war,

kam mir in den Sinn.

Dann fiel mein Blick auf die Atemschutzmaske des Toten zu meinen Füßen. Hektisch blickte ich über diesen vergessenen Friedhof, in dessen Mitte ich mich befand.

Mir schwindelte, als ich bemerkte, dass fast ausnahmslos jede der uniformierten Leichen eine solche Schutzmaske trug.

Nur die uniformierten.

Und es hatte ihnen nicht geholfen.

Was mein Gehirn aus diesen Informationen schloss, ließ mich beinahe ohnmächtig werden. Ich ließ die Lampe fallen, schlug die Hände über Mund und Nase und taumelte, vor Angst gelähmt, gegen die Wand.



Ich weiß nicht mehr, wie lange ich so mitten in dem unterirdischen Massengrab verharrte. Mein Herz drohte meinen Brustkorb zu sprengen, meine Gliedmaßen waren weich wie Gummi und mein Schädel schmerzte vom gewaltigen Pochen meiner Schlagadern. Die Taschenlampe war einige Meter weit über den Boden gerollt. Ihr Strahl beleuchtete das im Tode verzerrte und faulige Gesicht einer alten Frau im Hauskittel und warf monströse Schatten auf die andere Seite des Tunnels.

Nur langsam begriff ich, dass ich nicht sofort zugrunde ge-

hen würde.

Was immer diese Menschen getötet hatte - ich nahm an, dass es ein Gas gewesen war, dem die Atemschutzmasken der Soldaten nichts entgegenzusetzen gehabt hatten, oder ein Kampfstoff, der über die Haut aufgenommen wurde oder sonst etwas, das sich auszudenken der ekelhafte, aber stets erstaunlich kreative menschliche Zerstörungswille in der Lage war - es war entweder schon ganz verflogen, oder die Konzentration war so gering, dass mein Kreislaufzusammenbruch das Einzige war, was es noch auslösen konnte.

Zumindest vorerst.

Ich verdrängte das Wort «Spätfolgen» aus meinem Gehirn und mühsam und schwach krabbelte ich auf dem schmutzigen Boden die wenigen Meter zur Taschenlampe hinüber und nahm sie wieder an mich.

Diese winzige Anstrengung bescherte mir einen heftigen Schweißausbruch und ich blieb einige Minuten neben der alten Frau auf dem Rücken liegen, starrte an die grob beschaffene Betondecke des Tunnels und tat nichts anderes, als mich auf meine Atemzüge zu konzentrieren. Irgendwann gelang es mir, die rasenden, hechelnden Bewegungen meiner Lungenflügel wieder unter Kontrolle zu bringen und langsame, gleichmäßige Atemzüge zu tun.

*Hyperventilieren hat noch keinem geholfen* - eine Pseudo-

Weisheit meines Sportlehrers, die ich schon längst vergessen zu haben glaubte, ein Schatten aus der Zeit, so gespenstisch und surreal wie die Schatten der Toten in diesem Tunnel.

Aber irgendwas musste wohl dran sein an dem Spruch, denn langsam verflog die lähmende Übelkeit.

Ich atmete noch einige Minuten weiter, bis ich glaubte, aufstehen zu können.

Dann tat ich es.

Auf immer noch leicht wackeligen Beinen klaubte ich die Armbrust vom Boden und unterdrückte den vagen Drang, mich zu übergeben. Gegen die kalte Betonwand gelehnt, wartete ich einen weiteren Schweißausbruch ab, und als er vorüber und es mir gelungen war, mir meine Situation wieder sachlich vor Augen zu führen, tat ich einige vorsichtige und dann immer zuversichtlicher werdende Schritte in die Mitte des Tunnels.

Oben waren Degenerierte, die vermutlich auf der Lauer lagen, und dann gab es noch die drei Gestalten, die die Jagdgruppe Einhands angegriffen hatten. Na ja. Eigentlich gab es nur noch eine von ihnen.

Ob sie einer größeren Gruppe oder Siedlung angehört hatten?

Aber es half nichts. Ich konnte nicht den Weg zurückgehen, den ich gekommen war. Mir blieb nur die Flucht nach vorn,

und ich konnte lediglich hoffen, dass es in der bedrohlichen Dunkelheit, irgendwo am Ende des Tunnels, einen Weg an die Oberfläche gab. Einen Ausgang, den Einhand und seine Degenerierten noch nicht entdeckt hatten.

Den Gedanken an die fiebernde Mariam, die in unserem umzäunten Domizil auf ihre Medikamente wartete, verdrängte ich fürs Erste erfolgreich. Es würde mir nicht weiterhelfen, mich jetzt deswegen verrückt zu machen.

*Hyperventilieren hatte noch keinem geholfen.*

Aufmerksam und deutlich nüchterner als vorher, richtete ich meinen Blick auf die Toten um mich herum. Nicht weit vor mir lagen die Leichen dreier Soldaten. Neben einem lag noch ein Sturmgewehr, das seinen kalten Händen entglitten war. Sie alle hatten noch Pistolen in ihren Gürtelhalftern.

Ich ging zu ihnen hinüber und begann zu plündern.

Nach einigen Minuten des Taschendurchsuchens, des Herauszerrens der Beute und des Herumwälzens der Leichen war ich Besitzer eines verdreckten, olivgrünen Rucksacks, in dem sich zwei Pistolen, fünf volle Ersatzmagazine, zwei Feldflaschen, ein hochtechnologisch aussehendes Fernglas, einige in silberne Folie verschweißte Feldrationen und zwei Ersatzmagazine für das Sturmgewehr befanden.

Ich hatte versucht, diese Gegenstände so auf die Taschen des Rucksacks zu verteilen, dass es beim Gehen nicht klap-

pern würde und stellte, nachdem ich ihn mir auf den Rücken gezogen hatte, erleichtert fest, dass ich damit auch recht erfolgreich gewesen war. Eine weitere Pistole steckte ich in die Tasche meines Parkas. Den Riemen des Sturmgewehres schlang ich mir über den Kopf. Ich wusste, dass ich recht wenig Ahnung von Schusswaffen hatte, aber mir war zumindest einmal klar, dass es nicht sehr sinnvoll war, jetzt auf der Stelle einen Funktionstest durchzuführen.

Erstens könnte mich der Lärm verraten und zweitens würde ein Schuss hier unten im Tunnel sicher meine Trommelfelle zerfetzen. Ich hoffte also, dass ich die Waffen hier unten nicht benötigen würde, packte meine Armbrust fester und machte mich auf den Weg.

Abwechselnd setzte ich einfach einen Fuß nach dem anderen auf den Betonboden, darauf bedacht, nicht gegen eine der Leichen zu treten. Den Strahl der Taschenlampe ließ ich permanent von rechts nach links gleiten wie ein primitives Radar.

Nach einigen Minuten des Schleichens, des Leichenumrundens und des angestrengt nach vorne Spähens, lagen die Toten mit einem Mal nicht mehr so dicht und auch die Luft wurde etwas besser. Zwar kam sie mir immer noch irgendwie moderig und nach Pilzbefall und Verwesung riechend vor, aber dieser Dunst wurde inzwischen dann und wann von ei-

nem Schwall Frische durchbrochen.

Nach einer weiteren Minute spürte ich, dass mir ein beständiger Strom frischer Luft entgegenwehte und den giftigen, unsichtbaren Nebel, den ich gerade durchquert hatte, zurückdrängte.

Es war ein unglaublicher Genuss, den kühlen Luftstrom tief in meine Lungen zu saugen und nach einigen weiteren Minuten hatte ich das geheimnisvolle Massengrab hinter mir zurückgelassen und das schmerzhaft Pochen in meinen Schläfen wurde mit jedem Schritt weniger intensiv.

Wo frische Luft herkam, musste es auch einen Weg an die Oberfläche geben. Und so beschleunigte ich meine Schritte und war fast schon überzeugt, den Degenerierten ein Schnippchen geschlagen zu haben. Während Einhand und seine Kumpane schon eine ganze Weile vergeblich vor dem Loch im Boden auf mich lauern würden, hatte ich mich Schritt für Schritt von ihnen entfernt, würde sie umrunden und zu Wanda und Mariam zurückkehren.

Ich lächelte innerlich bei dem Gedanken. Der Tunnel vor mir war nun völlig leer. Keine Leichen, kein Müll, keine verwaisten Habseligkeiten.

Vor mir einfach nur ganz normale Dunkelheit, um mich herum nur normaler Beton, rissig und feucht.

Ich schritt weiter aus. Mit Sorge bemerkte ich, dass der

Strahl der Taschenlampe etwas schwächer geworden war - aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Selbst wenn die Lampe mich im Stich lassen würde, hatte ich keine Wahl, da es ohnehin nur eine einzige Richtung für mich gab.

Weiter der frischen Luft entgegen.

Gerade wollte ich mich wieder mit grimmiger Schadenfreude meiner Fantasie von den Degenerierten widmen, in der sie vergeblich und ahnungslos, nervös und mit nutzlos gespannten Bögen vor dem Erdloch lauerten, durch das ich den Tunnel betreten hatte, da ertastete der Strahl der Taschenlampe etwas vor mir.

Ein umgekippter Tisch.

Direkt daneben noch etwas ... ein ... ein altes Ölfass?

Ein schneller Schwenk der Lampe offenbarte die ungefähr fünfzehn Meter von mir entfernte, improvisierte Barrikade, vor der ich stand.

Hinter der Barrikade bewegten sich Schemen, dann ein lautes, elektrisches «Klack» - und dann war ich blind.



«Waffen fallen lassen und auf die Knie!», bellte eine heisere Stimme durch den Tunnel. Da ich vor Schock unfähig war, entsprechend der Anweisung zu reagieren, wurde der Befehl wiederholt. Mit deutlich mehr Nachdruck beim zweiten Mal. Ein schleifendes, metallisches Geräusch erklang, dann hörte ich, wie die Schritte von mehreren Personen auf mich zukamen. Endlich gelang es mir, die Hände von den geblendeten Augen zu nehmen und mich auf die Knie sinken zu lassen. Schon waren sie bei mir, ergriffen meine Arme, drückten mich mit eiserner Härte auf den Boden und banden mir die Hände hinter den Rücken.

«Wo kommt der denn her?»

«Ich habe ihn auf der Brücke gesehen. Das ist der, der in den Fluss gesprungen ist.»

«Dann hast du gar nicht gelogen?»

Die Stimme, die fragte, klang ehrlich erstaunt.

«Nein, du arschloch.»

Nachdem diese Sätze ausgesprochen waren, wurde ich grob auf die Füße gerissen und durch Ziehen und Stoßen vorangetrieben. Nach einigen Metern hörte ich wieder das schleifende,

metallische Geräusch, aber diesmal war es hinter mir. Sie hatten mich hinter ihre Barrikade mit der Blendfalle bugsiert und die Lücke wieder geschlossen. Unwillkürlich fragte ich mich, wo sie so viele starke Lampen und vor allem den nötigen Strom herhatten.

«Halt!», knurrte es rechts neben meinem Ohr. «Mal sehen, was du so mit dir rumschleppst.»

Ich stand still, während sie damit begannen, mich zu durchsuchen.

«Ist er allein?»

«Ja, ich denke schon. Es sah so aus, als hätten ihm die anderen Kerle ans Leder gewollt.»

«Eine Schande mit Markus und Pit. Du hättest wirklich nach Verstärkung rufen sollen. Der Ivan wird sicher noch was dazu zu sagen haben.»

«Pah! Der Ivan kann mich mal. Die Brücke war eine perfekte Engstelle, um das Pack anzugreifen, das weißt du. Hätten wir sie durchgelassen, hätten wir sie erst umständlich jagen müssen und wer weiß, was sie währenddessen mit den Schutzis angerichtet hätten. Hab's ja selber nur knapp zurück geschafft.»

«Jaja. Und direkt danach hast du dich gleich freiwillig für den Kellerdienst gemeldet, du Held. Am Ende ist es ja genau so gekommen, nur dass jetzt Pit und Markus tot sind. Die

Kerle sind durch und streifen bei uns durch die Gegend, und du weißt genau, dass wir nicht genug brauchbare Leute haben, um sie schnell zu erwischen.»

Die Leibesvisitation dauerte an und sie machten sich daran, den Rucksack zu öffnen, den sie mir, anders als das Sturmgewehr und die Armbrust, nicht vom Leib hatten reißen können, da meine Hände ja hinter meinem Rücken gefesselt waren. Als sie mir die Waffe weggenommen hatten, hatte derjenige, der zuerst vom «Ivan» gesprochen hatte, einen leisen Pfiff ausgestoßen, und als sie jetzt den Rucksack öffneten und die Munition fanden, versetzte mir der andere von links hinten einen leichten Schlag gegen den Kopf.

«Wo hast du die Sachen her, hä?»

«Ahäh ...», räusperte ich mich. «I ... im Tunnel liegt noch viel mehr von dem Kram. Bedient euch. Stinkt allerdings ein bisschen da hinten», untertrieb ich.

Endlich wagte ich es, meine Augen einen kleinen Spalt weit zu öffnen und blinzelte vorsichtig.

Ich konnte wieder mehr erkennen und drehte meinen Kopf hin und her, um mir ein besseres Bild von der Lage machen zu können. Mit Erstaunen registrierte ich, dass der Tunnel inzwischen von vielen Lampen auf dem Boden und an der Wand taghell erleuchtet war.

«Ich will nichts von euch. Ich bin keine Gefahr», sagte ich,

sehr um einen ruhigen, vernünftigen Tonfall bemüht, wemgleich die Behandlung, die ich gerade erfuhr, ein schwaches Glimmen von Wut in mir auslöste.

«Das seh ich auch, dass du keine Gefahr bist, so gefesselt und so», kam es knurrig von links. «Trotzdem hast du deinen Ärger zu uns gebracht, und das mag weder ich, noch mag es der Ivan. Und unsere Schutzzis mögen das auch ganz und gar nicht.»

Der Mund, der diese Worte ausgesprochen hatte, war gelinde gesagt ein Paradebeispiel für fehlende Hygiene, mangelhafte Ernährung und generelle Verwahrlosung und er befand sich in dem, perfekt dazu passenden Gesicht eines etwa sechzigjährigen Mannes von stämmiger Statur, dem viel zu langes, fettiges Haar in wirren, graumelierten Strähnen aus dem Schädel wucherte.

Derjenige der beiden, der auf der Brücke gewesen sein musste, war, was den Grad der Verwahrlosung anging, seinem Freund ebenbürtig, wenn auch auf gänzlich andere Weise. Wo Stummelzahn aufgequollen und rotnasig war, spannte sich beim Brückenmann die Haut über den Schädel, und im Großen und Ganzen sah er aus wie jemand, der über die letzten paar Jahrzehnte heftigen Drogenmissbrauch betrieben hatte. Er sprach jetzt, und ich sah, dass auch ihm einige Zähne fehlten und dass die Zähne, die noch da waren, auf unnatürliche

Weise groß aussahen, weil sein Zahnfleisch sich zurückgebildet hatte.

«Da liegen also Waffen im Tunnel? Richtige Waffen? Direkt vor unserer Nase?»

«Der Ivan hat damals verboten, in den Tunnel zu gehen», kam es von Stummelzahn.

Ich fragte, wer denn der Ivan sei, kassierte aber nur ein barsches:

«Halt dein Maul!», dann fuhr er fort. «Weißt du noch, wie wir es mit denen aus dem Kaufhaus hatten? Damals hat der Blender den Tunnel entdeckt. Hat dann das Rattenmädchen zum Ivan geschickt, zum Bescheidsagen. Als der Blender nach zwei Tagen nicht wieder da war, hat der Ivan gesagt, dass wir den Tunnel verbarrikadieren und bewachen sollen, und das ham wir gemacht. Seitdem waren hier immer nur zwei, drei Jungs und ham aufgepasst. Aber reingegangen ist keiner mehr. Wir hatten ja auch oben genug Händel mit den Kaufhausleuten. Wer damals hier unten war, hat oben keine Prügel bezogen.»

«Und dann hat der Ivan den Tunnel wieder vergessen, oder was? Idiotisch! Hätten wir heute auf der Brücke anständige Waffen gehabt, dann hätten wir den da ...», er gab mir einen Stoß, «... und diese anderen Wichser abknallen können, noch bevor sie auch nur einen Fuß auf unsere Brücke gesetzt hät-

ten - und Markus und Pit würden noch leben.»

«Halt's Maul!», kam es von Stummelzahn. «Sag nix gegen den Ivan. Du weißt doch, was mit denen passiert, die ihr Maul zu weit aufreißen, oder?»

«Jaja, der Ivan. Geht nicht über den Fluss, nicht weiter vom Bahnhof weg als bis zu den Spähposten, alles ist gaaaanz gefährlich und die guten Waffen brauchen wir nur für Notfälle. Komisch nur, dass von Ivans Jungs alle Gewehre haben. Bäh! Weißt du noch, wie Stricher-David mit einem Handkarren voll Schnaps und Futter hier angekommen ist? Der Ivan hat ihn so zusammengeschlagen, dass er seitdem auf einem Auge blind ist. Und das nur, weil er das Zeug von einem Laden in Bockenheim bis zu uns gezerzt hat. Der war so stolz, und zu Recht, wenn du mich fragst, aber der Ivan, der muss auf allem seine Hand drauf haben.»

Der Brückenmann spuckte aus.

Langsam begann sich ein Bild von der Lage hier unten abzuzeichnen, und wenn der Ivan wirklich so war, wie der abgemagerte Kerl ihn beschrieb, dann wollte ich ihn lieber nicht kennenlernen. Wie an so vielen anderen Orten hatte sich auch hier eine primitive Gesellschaft herausgebildet, ein archaisches, lokales Machtgefüge, an dessen Spitze offensichtlich dieser Ivan stand. Von der Propaganda von Da Silvas Degenerierten hatten sie scheinbar noch nichts gehört. *Kein Wunder*, dachte

ich, *wenn sie einfach jeden niedermachen, der ihr Gebiet betreten will*. Mich allerdings hatten sie vorerst verschont. Aber wenn man jemandem in einem solchen Ausmaß überlegen ist, kann man sich ein wenig vorläufige Gnade durchaus leisten. Die Falle mit den starken Strahlern, die in den Tunnel gerichtet waren, war sehr wirkungsvoll gewesen. Ich fragte mich erneut, wo sie ihren Strom herbekamen.

Wie auf Stichwort ereiferte sich Stummelzahn.

«Lass gut sein. Pack seinen Kram wieder in den Rucksack, kann er auch selber tragen. Is ja gefesselt. Ich bring ihn dann hoch zum Ivan. Das machst besser nicht du, wenn du so drauf bist. Wir müssen hier auch wieder dunkel machen, falls das Pack, das ihn ...», er schubste mich wieder. «... verfolgt hat, doch noch hier auftaucht. Ich schick dir auch noch zwei Jungs runter. Sollten in ner Viertelstunde da sein, okay?»

Während der Dürre sich wieder an meinem Rucksack zu schaffen machte, brummelte er.

«Jaja, aber die sollen sich beeilen und am besten noch was zum Wärmen mitbringen, sonst fang ich an, hier Mäuse zu sehen.»

Das Gezerre an meinem Rucksack hatte aufgehört und ein Stoß gegen die Schulter gab mir zu verstehen, dass ich mich in Bewegung setzen sollte. Merkwürdigerweise kam mir der Rucksack ein wenig leichter vor als noch vor einigen Sekun-

den. Der dürre Brückenmann hatte sich wohl eine der Pistolen eingesteckt. Sei's drum. Irgendwie hatten die beiden Experten es ja auch hinbekommen, die andere Pistole in meinem Parka zu übersehen.

Das allerdings sollte, wie sich bald herausstellte, kein Glücksfall sein.



Stummelzahn legte ein gemächliches Tempo vor, und als wir das erleuchtete Gebiet hinter der Barrikade verließen, knipste er seine eigene Taschenlampe an und leuchtete den Boden vor uns aus. Nach einigen Minuten stummen Marschierens, in denen das einzige erwähnenswerte Geräusch vom leisen Klappern der Armbrust und des Sturmgewehres herührte, die mir Stummelzahn wieder achtlos über den Kopf gehängt hatte und die bei jedem meiner Schritte leicht zusammenschlugen, machte der Tunnel eine Biegung und endete nach einigen Metern an einer schwer und massiv aussehenden Metalltür.

Stummelzahn, der sich die ganze Zeit über links hinter mir befunden hatte, trat nun an mir vorbei, zog die Tür mit ein wenig Mühe auf und helles, elektrisches Licht fiel in den Tunnel. Hell genug, dass ich die Augen schon wieder zusammenkneifen musste, aber längst nicht so gleißend, wie das der

Strahler an der Barrikade.

«Willkommen bei den Ratten», sagte er, während er die Tür mit einem Fuß daran hinderte, wieder zuzufallen. Als ich an ihm vorbeitrat, machte er zu allem Überflus noch eine ironische Verbeugung.

Komiker.

Aber das war mir in dem Moment egal, in dem ich durch die Tür getreten war.

*Bahnhof*, dachte ich als Erstes ... wir befanden uns im Frankfurter Hauptbahnhof, und zwar irgendwo unter Straßenniveau. Einige Jahre vor dem großen Krieg war ich hier schon einmal gewesen. Aber was ich jetzt sah, hatte mit dem, an das ich mich erinnern konnte, nur noch die hektische Betriebsamkeit gemein. Überall auf dem U-Bahnsteig, den wir gerade betraten, und auch auf den Gleisen waren Lagerstätten aus Feldbetten, alten Matratzen und Schlafsäcken aufgebaut worden. Alle fünf Meter gab es eine elektrische Kochplatte oder eine kleine Feuerstätte. Es wirkte so, als würde dieses Lager schon eine ganze Weile existieren. Wo damals pendelnde Arbeiter, Banker, Studenten und andere Menschen den Bahnsteig bevölkerten, waren es jetzt zerlumpte Gestalten, die sich um die Feuerstellen scharten oder unter ihren Decken an ihren Schlafplätzen lagen oder saßen.

«Das sind unsere Schutzis. Alle kaputt und zu nix zu ge-

brauchen.»

Stummelzahn trieb mich voran.

«Starr nich so dämlich. Weiter! Wir müssen zum Ivan.»

Er hatte Recht.

Während er mich durch die Menge schob, starrte ich und wurde ich angestarrt. Frauen, Kinder, alte Männer. Vielen fehlte eine Hand, ein ganzer Arm oder ein Bein, manchen sogar beides. Alle waren sie dreckig, und der Gestank, den sie verströmten, war mindestens so stark wie der im Tunnel, wenn auch von gänzlich anderer Art.

Ich versuchte, ihre Zahl zu schätzen. Es waren mindestens achtzig Menschen, die hier unten lebten, auf diesem Gleis allein. Es wurde gekocht, gegessen, etwas weiter entfernt wurde auf die Gleise uriniert, Kleider ausgebessert, ein alter, nackter Mann, der irgendwo und irgendwann im Krieg ein Ohr verloren haben musste, wurde von zwei Frauen, mitten unter all den anderen Gestalten mit ruppiger Fürsorglichkeit gewaschen und in diesem lebendigen, dreckigen Chaos tollten kleine Kinder mit nicht minder schweren Verletzungen, aber auch welche, die mit bizarren Verwachsungen und Geschwüren geschlagen waren, herum.

Die Menschen hier - es waren alles Versehrte.

«Die Gesunden leben oben. Die sind Beschützer oder Versorger», kam es von Stummelzahn. Als er diese Worte ausge-

sprochen hatte, sah ich genauer hin und es gelang mir, eine Art von Struktur in diesem Chaos zu erkennen. Alle zehn oder fünfzehn Meter entlang des Bahngleises standen Menschen, deren Andersartigkeit mir erst auf den zweiten Blick auffiel. Sie waren aufmerksam, schauten hierhin und dorthin. Manchmal wechselten sie Worte mit den Versehrten, oder nahmen eine Schüssel mit Eintopf oder ein Stück gegartes Fleisch entgegen. Am Ende des unterirdischen Bahnsteiges gab es Absperrungen und improvisierte Barrikaden, ähnlich der Barrikade, an der ich gefangen genommen worden war.

Dicht vor diesen jämmerlichen Wehranlagen nahm die Konzentration von *Beschützern* - denn das mussten diese Leute wohl sein - zu.

«Verdanken wir alles dem Ivan. Stopp, halt an.»

Ein Hauch von Stolz schwang in diesen Worten mit.

Wir waren dicht vor zwei Beschützern, einem Mann um die fünfzig und einer Frau, die ein wenig älter zu sein schien, zum Stehen gekommen und Stummelzahn löste sein Versprechen ein und schickte die beiden hinunter zu dem dürren Brückenmann. Sie trabten murrend davon und Stummelzahn zog mich auf eine, vor langer Zeit gestorbene, Rolltreppe zu.

«Los! Nach oben!»

«Wie viele Menschen leben hier?», konnte ich mich nicht zurückhalten zu fragen.

«Alles zusammen um die vierhundert», kam die nuschelige Antwort. «Du bist doch kein Spion?», fragte er misstrauisch aber einfältig zurück und beobachtete mein Gesicht.

«Der Ivan sagt, dass der Feind überall lauert und dass wir unter der Erde am sichersten sind. Nur die Stärksten sollen oben sein, weil da die Gefahr am größten ist, und viel von den Strahlen, die man nicht sehen kann. Verträgt nicht jeder. Und die, die die Strahlen nicht vertragen, werden komisch. Ich bin aber einer von den Starken, klar?»

Als hätte ich auch nur ansatzweise daran zweifeln können ...

«Wie lange seid ihr schon hier?»

«Ein paar von uns sind schon immer hier, schon vor'm Krieg. Auch der Ivan. Der hatte einen Stand hier.»

«Einen Stand?»

«Ja, der hat hier ... *verkauft*.»

Das letzte Wort sprach er auf eine besondere Art aus, und ich verstand sofort, was er meinte.

«Der Ivan ist wirklich Russe?»

Er sah mich etwas verdutzt an, dann sagte er schulterzuckend:

«Wahrscheinlich, du Pseudo-Saubermann. Er sagt es nicht. Irgendwo ausm Osten halt. Hört man schon. Is mir aber auch egal. Der Ivan is einfach schon immer der Ivan gewesen.

Komm weiter jetzt.»

Wir waren jetzt am oberen Ende der Rolltreppe angekommen, und während sich Stummelzahn einen Schluck aus dem Flachmann gönnte, den er aus einer seiner Taschen gefummelt hatte, staunte ich nicht wenig, als ich meinen Blick über die weitläufige Bahnhofshalle schweifen ließ.

Hier oben schien alles streng geordnet zu sein. Alle zwanzig Meter standen die hier wohl üblichen Zweiergruppen von Beschützern.

Wo unten auf den Bahngleisen lebhaftes Chaos geherrscht hatte, war hier eine starke Organisiertheit zu erkennen. Während wir die Halle durchquerten, bemerkte ich sorgsam gestapelte und arrangierte Wasser- und Lebensmittelvorräte, zwei improvisierte Werkstätten, in denen gearbeitet wurde und ein mitten in der Halle aufgeschlagenes Zelt mit einem roten Kreuz darauf, das wohl eine Art Krankenstation darstellte.

Es gab noch mehr Zelte, und es standen auch noch einige Züge auf den Gleisen, die, wie es schien, ebenfalls als Unterschlupf oder als Wohnstätten verwendet wurden. Das große Glasdach, das die Gleise überspannte, war an vielen Stellen zerlöchert, und hier und dort hingen Stahlstreben in aberwitzigen Winkeln nach unten.

Eben kamen wir an einer größeren Gruppe von Beschützern vorbei, die hörbar darüber debattierten, was man von dem

heutigen Vorfall auf der Brücke zu halten hatte, da meinte Stummelzahn:

«So. Gleich sind wir beim Ivan», und nickte in Richtung eines weiteren Zeltes, das ringsum von Männern mit roten Armbinden über den abgetragenen Jacken bewacht wurde. Jeder von ihnen trug ein Sammelsurium von improvisierten Waffen, aber der eine oder andere von ihnen hatte neben den üblichen Messern, Knüppeln und selbst hergestellten Speeren auch eine Pistole am Gürtel oder ein Gewehr über der Schulter.

«Du versuchst besser gar nicht erst was!», warnte mich Stummelzahn, während er mich auf die Wachen zustieß.

«Nehmt ihm alles ab und macht den Rucksack leer. Der ist von draußen, und er hat was dabei, über das der Ivan sich freuen wird», wandte er sich großspurig an die Rotärmel, die tatsächlich erfreut aussahen, als sie die Pistolen, das Sturmgewehr, die Armbrust und den Rest meiner Sachen an sich nahmen.

Ich wappnete mich innerlich, denn nun musste ich den Ivan überzeugen, mich wieder gehen zu lassen. Einer der Rotärmel schlug die Zeltplane zurück und Stummelzahn schubste mich einmal mehr vorwärts ins Ungewisse.



Ich konnte kaum glauben, was meine Augen an mein Gehirn weiterleiteten. Das Innere des Zelttes, in das Stummelzahn und ich geführt worden waren, war von einigen, scheinbar wahllos angebrachten Lampen diffus erleuchtet. Zahlreiche antike, oder zumindest antik aussehende Möbel säumten den äußeren Rand der Grundfläche, und in der Mitte des so entstandenen Raumes, auf einem Podest leicht erhöht, stand thronartig ein grünlicher, mottenzerfressener Sessel.

Auf diesem Sessel befand sich die bizarre Gestalt Ivans. Ein buschiger Vollbart verdeckte viel von seinem Gesicht, aber ich konnte dennoch sehen, dass es von tiefen Furchen durchzogen war. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und glänzten fiebrig. Der Ivan war kein junger Mann mehr, aber er strahlte etwas aus, eine Art von Vitalität, wie ich sie bisher nur bei wenigen Menschen gesehen habe.

Das Podest wurde von zweien seiner Jungs mit den roten Armbinden flankiert. Ich fragte mich unweigerlich und nicht ganz im Ernst, ob er wohl gerne sehen würde, dass ich vor seinem Thron niederkniete, aber als er nichts sagte, sondern weiterhin starr auf meine, sicherlich abgerissene, elende Gestalt schaute, tat ich nichts in dieser Richtung, sondern sah

mich weiter im Zelt um.

Hinter der Rückwand schien es noch einen weiteren, abgetrennten Bereich zu geben. Sicherlich zum Schlafen oder vielleicht auch eine Privatküche. Im Großen und Ganzen sah das Zelt aus, wie man sich das Zelt eines mittelalterlichen Feldherren vorstellte, oder zumindest so, wie die meisten Filmmacher das vor dem Krieg getan hatten.

Ob der Ivan sich als ein solcher Feldherr fühlte?

Die große Straßenkarte von Frankfurt, die auf einem der Tische ausgebreitet war, und auf der rote, schwarze und grüne Figuren aufgestellt waren, ließ zumindest darauf schließen. Auf den zahlreichen weiteren Tischen am Rand, die, zusammen mit einigen Schränkchen und Regalen, den äußeren Umriss des Zeltes nachzeichneten, befand sich noch allerhand anderer Kram.

Dort ein alter Kavalleriesäbel mit einer Gravur, die ich nicht entziffern konnte, daneben eine Kaffeemaschine und eine Mikrowelle, deren leuchtende Lämpchen Funktionsbereitschaft anzeigten, hier ein paar alte Steinschlosspistolen samt Zubehör neben einem ausgestopften Bussard, in dessen Klauen sich eine ebenso präparierte Ratte zu winden schien.

Alles hier war vollgestopft mit Plunder, der offensichtlich aus den umliegenden, verwaisten Wohnungen geschleppt worden war.

Noch während ich zu ergründen versuchte, wohin die Kabel der Mikrowelle und der Kaffeemaschine verschwanden, hörte ich zum ersten Mal die tiefe, grollende und akzentbehaftete Stimme des Ivan.

«Wer ist das? Sag's mir. Sieht aus, als wäre er nass geworden.»

Stummelzahn begann eifrig zu plappern, erzählte die Vorkommnisse der Reihe nach, wobei er damit anfang zu berichten, wie ich, verfolgt von mindestens zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Kerlen, über den Steg gerannt kam und, als elender Feigling, der ich wohl sein musste, beim Auftauchen von Ivans Leuten augenblicklich in den Fluss gesprungen war und sie meine Drecksarbeit erledigen ließ.

Dabei pries er ständig die Tapferkeit von Ivans Patrouille, die sich, zahlenmäßig stark unterlegen, einen erbitterten Kampf mit den Eindringlingen geliefert hatte, sodass sich nunmehr lediglich eine Handvoll von ihnen auf dem Terrain befanden, das der Ivan für sich beanspruchte.

Kurzum, Stummelzahn sorgte dafür, dass er und sein durrer Kumpel da standen wie die Helden vom Dienst und verkaufte auch meine Gefangennahme als die größte Tat, die jemals ein Mensch vollbracht hatte und in deren Verlauf er seine Pflicht nicht nur mehr als erfüllt und die ihm übertragenen Aufgaben mit Bravour gemeistert hatte, sondern auch meiner

widerspenstigen und zutiefst verschlagenen Natur stets Herr geblieben war.

Ich fragte mich, ob er sich aus Angst vor dem Ivan so aufspielte, der offensichtlich ein jähzorniger Tyrann war, oder ob es schon immer seine Art gewesen war, sich selbst auf Kosten anderer zu profilieren.

Der Ivan indes hatte mich während des kompletten Berichtes weiterhin gemustert, wobei ich, so gut es ging, versucht hatte, seinem stechenden Blick standzuhalten.

Als er schließlich das Wort an mich richtete, schien sein Gesicht leicht amüsiert zu sein, aber seine Augen drückten eher Berechnung und einen Hauch von Verärgerung aus.

«Du schwimmst also gerne und kriechst unten, unter der Erde herum, was?»

Er erwartete keine Antwort, sondern sprach ohne Pause weiter.

«Was wollen diese Leute von dir, eh?»

Der Ivan musterte jetzt meine Armbrust und den kläglichen Rest meiner Ausrüstung, den seine Jungs zu seinen Füßen vor dem Thron abgelegt hatten. Wie es zu erwarten gewesen war, interessierte er sich hauptsächlich für das Sturmgewehr und die Pistolen.

«Soso, das Zeug liegt also direkt vor unserer Nase?»

Das hatte sich an Stummelzahn gerichtet, der sich mit einem

Mal gar nicht mehr so heldenhaft vorkam, sondern einen Punkt zwischen seinen Füßen fixierte, um dem durchdringenden Blick Ivans auszuweichen.

«Warum hat mir das bis jetzt keiner gebracht, eh? Keiner von euch? Warum nicht?»

Stummelzahn begann, sich zu entschuldigen, während er den Wachen mit den roten Armbinden einen nervösen Blick zu warf.

«Du hast ... es war uns verboten, in die Tunnel zu gehen. Wir sollten nur aufpassen, dass keiner reinkommt, und das ham wir gemacht. Wenn einer von uns gewusst hätte, dass ...»

«Genug!»

Ivan sprang auf, und ich konnte sehen, wie groß er war. Der Pelzmantel, den er trotz der relativen Wärme im Zelt über seiner zerschlissenen Kleidung trug, verstärkte den Eindruck von bärenhafter Kraft und unkontrollierter Wildheit. Die Wachtposten rechts und links neben Ivans Thron strafften sich in Erwartung eines Befehls, aber wo gerade noch spontane Wut Ivans Gesicht verzerrt hatte, machte sich jetzt ein Ausdruck väterlicher Milde in ihm breit.

Erstaunlich.

«Na gut, na gut. Du kannst gehen. Hau schon ab, und lass dir vom Lagerwart eine Flasche geben.»

Einen Moment lang schien er zu überlegen, ob er noch Worte des Dankes stammeln sollte, aber schlussendlich begnügte sich Stummelzahn damit, sich mit gesenktem Kopf aus dem Zelt zu trollen, wobei er um ein Haar gegen eine der Wachen geprallt wäre, die uns hereingeführt hatten.

Ivans Blick wandte sich wieder mir zu. Mit großspuriger Geste breitete er die Arme aus.

«Verzeihung, Verzeihung. Wo sind nur meine Manieren geblieben? Komm, setz dich.»

Er gestikulierte in Richtung eines von Stühlen umstellten Tisches und eine der Wachen schob mich recht unsanft auf einen dieser Stühle zu. Ich nahm Platz und Ivan kam von seinem Podest herunter und setzte sich mir gegenüber hin, wobei er mich weiterhin unaufhörlich musterte.

Ohne dass Ivan eine weitere Anweisung gegeben hätte, kamen aus dem hinteren, mit Tüchern und schweren Vorhängen vom Hauptraum abgegrenzten Bereich des Zeltes drei Frauen heraus, deren Altersspanne auf den ersten Blick von ungefähr achtundzwanzig bis sechzig Jahre zu reichen schien, und begannen Essen auf dem Tisch abzuladen.

Sie mussten sich entweder sehr, sehr ruhig verhalten haben, seitdem ich das Zelt betreten hatte, oder ich war zu abgelenkt gewesen, um sie früher zu bemerken.

Zwei Gläser und eine Flasche Wodka, einen Laib Brot, der

duftete, als hätte er erst vor Kurzem den Ofen verlassen, sowie einen beachtlichen Haufen eingeschweißter Wurst und Dosenfleisch. Als Letztes wurde noch eine Schale mit runzligen Äpfeln auf der mit Kratzern übersäten Tischplatte abgestellt.

Der Duft des Brotes und die Aussicht darauf, etwas davon essen zu dürfen, kämpften in meinem Kopf mit der Sorge um Mariam um die Vorherrschaft, aber am allermeisten dürstete ich nach der Wärme, die mir der Wodka versprach. Die Kälte, die mir mein Bad im Main beschert hatte, und die bisher vom Adrenalin erfolgreich in den Hintergrund meiner Wahrnehmungen verbannt worden war, drängte unaufhörlich nach vorn.

Zu meinem Glück schien der Ivan einem guten Schluck nicht abgeneigt zu sein, denn das Erste, was er tat, war mit ausuferndem Gestus die beiden Gläser bis zum Rand zu füllen und mir eines davon herüberzuschieben.

«Erst essen wir. Dann reden wir. Aber vorher ...!»

Er tat einen gewaltigen Zug, leerte das Glas und knallte es mit rotem Kopf energisch auf den Tisch. Dann gab er mir Zeichen, es ihm nachzutun. Ich bemühte mich auch redlich, aber mehr als zwei Mundvoll der klaren, hochprozentigen Flüssigkeit konnte ich nicht auf einmal verarbeiten. Ivan lachte grollend über meinen Hustenanfall, aber das war mir ziemlich egal, denn nachdem ich das Gehuste hinter mich gebracht

hatte, spürte ich die brennende Wärme, die sich schnell in meinem Körper ausbreitete.

Für einige Sekunden schloss ich die Augen. Zum einen, um das Gefühl zu genießen und zum anderen, um meine Gedanken zu sammeln.

Ivan wollte sicherlich in Erfahrung bringen, ob ich eine Gefahr für sein kleines Reich darstellte. Ob es da, wo ich herkam, noch mehr von meiner Sorte gab und was meine Anwesenheit für ihn bedeuten mochte. Mir hatte man kein Messer und auch kein sonstiges Besteck gegeben, aber als ich die Augen wieder öffnete, sah ich, dass der Ivan gerade dabei war, den Brotlaib mit seinem eigenen Messer in acht große Stücke zu zerteilen.

Zwei davon warf er lässig über den Tisch in meine Richtung, öffnete ein Glas mit eingelegten Gurken, das meiner Aufmerksamkeit bisher entgangen war, fischte sich eine Handvoll heraus und schob dann auch das Gurkenglas auf meine Seite des Tisches.

«... Iss!», sagte er mit vollem Mund, und ich tat wie mir geheißen. Die drei Frauen hatten sich wieder in den abgetrennten Teil des Zeltens zurückgezogen, und abgesehen von Ivans Jungs, die mich lauend umstellt hatten, waren wir wieder alleine.

Ich war dankbar für die Pause, die Ivan mir gönnte, denn

während wir schweigend aßen, gelang es mir, meine Gedanken weiter zu sortieren.

Was sollte ich ihm erzählen? Die ganze Geschichte von den Degenerierten? Sollte er von der Existenz von Wanda und Mariam erfahren? Von Da Silvas kranken Evangelium? Oder sollte ich lieber erzählen, dass ich einfach ziellos umhergestreift sei und dass ich aus Zufall zum Jagdwild des Haufens geworden wäre, der jetzt Ivans Territorium auf der Suche nach mir durchstreifte?

Würde er das glauben?

Ivan stopfte sich beinahe eine ganze Brotscheibe in den Mund, kaute, und noch bevor er sie ganz heruntergeschluckt hatte, sagte er, wobei er seine Worte mit viel Gewedel seiner fettigen Finger unterstrich:

«Also, es ist so: Die Kerle, die hinter dir her waren - meine Jungs wissen genau, wo die gerade sind. Ich könnte sie umlegen lassen, ohne den Hauch eines Problems. Die Frage, die sich mir stellt, ist aber: Was ist das Beste für mich und ...»

Er breitete seine Arme aus.

«... für meine kleine Gemeinde? Wenn es zum Kampf kommt, könnten weitere meiner Jungs dabei sterben, und darüber hinaus könnte es gut sein, dass noch mehr von den Kerlen hier auftauchen und Ärger machen, wenn die ersten nicht mehr zurückkehren. Sollte ich dieses Risiko eingehen, und

wenn ja, dann wofür? Für einen dahergelaufenen, einzelnen Mann, hm? Im Moment tendiere ich dazu, dich ihnen einfach auszuliefern und sie freundlich von hier wegzuschicken.»

Er machte eine kleine Pause und trank einen Schluck, bevor er weitersprach.

«Schließlich hast du schon zwei Leben gekostet, oder? Wir haben nicht das beste Verhältnis zu unseren ... Nachbarn, und wir haben diesen Monat schon mehr Leute verloren, als wir uns leisten können.»

Während er redete, fixierte er mich mit seinem ansonsten stets flatternden, unergründlichen Blick, dessen einzige Konstante eine tief in den Augen verborgene, glühende Wut auf alles und jeden zu sein schien.

Einen Moment lang schwieg ich noch.

Dann begann ich zu erzählen.

Die ganze Geschichte, von Anfang an. Als ich meinen Monolog beendet hatte, fügte ich hinzu:

«Du siehst also, ich bin nicht mit der Absicht hierher gekommen, Ärger zu machen, und auch wenn auf dem Steg zwei deiner Leute ums Leben gekommen sind, was ich wirklich sehr bedauere, aber mit den Gewehren, die ich gefunden habe, kannst du ...»

Auch ich breitete die Arme aus, wie der Ivan es getan hatte.

«... Deine Gemeinde vor so ziemlich jedem Feind beschüt-

zen, und das Risiko, weitere Leute zu verlieren wird mehr oder weniger gegen Null tendieren.»

Der Ivan hatte einen Stand gehabt, war also eine Art Geschäftsmann gewesen, bevor der Krieg die Welt für immer verändert hatte, und ich hoffte, dass mein nüchterner, sachlicher Versuch, die Tatsachen gegeneinander aufzuwiegen, von ihm anerkannt werden würde.

Ivan nickte langsam, tat so, als würde er noch nachdenken, aber mir war klar, dass er das, was er als Nächstes sagen würde, schon vor mindestens einer Minute vorbereitet haben musste. Mit seinem ausgeprägten, osteuropäischen Akzent setzte er an:

«Wenn du das Mädchen und die Frau wieder bei dir hast, wohin willst du dann gehen? Würdest du bei einigen unserer Nachbarn vorbei kommen und ihnen von uns erzählen? Dass wir guten Strom haben vielleicht? Dass wir Waffen haben und genug Nahrung für die nächsten zwei Jahre? Würdest du von den Gewehren erzählen, oder von dem Tunnel, den du gefunden hast? Wäre es aus meiner Sicht nicht das Beste, dich und diese Handvoll Degenerierte, wie du sie nennst, einfach zu beseitigen? So rein aus Vorsicht? Wir brauchen hier weder Bettler noch einen Haufen Leute, die versuchen, sich mit Gewalt zu nehmen, was wir als unser Eigentum betrachten.»

Er ereiferte sich inzwischen sichtlich. Hatte er nicht gerade

eben noch gesagt, dass er einen Kampf mit den Degs vermeiden wollte? Oder sollte das nur dazu dienen, mir ein schlechtes Gewissen zu machen?

«Das alles hier kann nur funktionieren, wenn eine gewisse Ordnung besteht. Die Leute brauchen jemanden, der klare Ansagen macht und du ...»

Er zeigte auf mich.

«... Du hast Unordnung gebracht. Du zwingst mich zu Dingen, die ich nicht tun will.»

Ivan sprang auf, und begann erregt auf und ab zu laufen.

«Es ist schwer, hier alles am Laufen zu halten. Ich bin der Einzige, der es kann. Ohne mich wären ...»

Wieder breitete er seine Arme aus.

«... alle hier elendig verreckt. Untergegangen. Schon lange. Nur dank mir sind sie eine Einheit, haben sie einen Zweck!»

Er setzte seinen Sermon fort und mir wurde einiges klar.

Auch wenn Ivan vielleicht mit einigen der Dinge, die er sagte, Recht hatte - der Mann schien zum einen am Ende seiner Kräfte zu sein, und zum anderen alles andere als emotional stabil.

So groß er auch tat und so imposant seine Erscheinung auch sein mochte - sein Regime war die Realität gewordene Summe all seiner Ängste. Er hatte Angst vor seinen Nachbarn, wobei ich annahm, dass er damit andere, neu entstandene Ge-

meinden in der Nähe meinte, von denen ich bisher nur noch nichts gesehen hatte. Er hatte Angst vor den eigenen Leuten, denn warum sonst hätte er in seiner neuen «Ordnung» mehrere Klassen schaffen sollen?

Es gab die mit den Armbinden. Das waren offensichtlich die, denen er halbwegs vertraute und die er vermutlich mit irgendwelchen Privilegien auf Spur hielt. Unter diesen standen Leute wie Stummelzahn, die er durch mehr oder weniger willkürliche Gesetze, Regeln und Strafen, und auch durch deren schlichte Angst vor denen mit den roten Armbinden unter Kontrolle hielt. Und dann gab es noch die kranken Versehrten und die Schwachen, die unten auf den Gleisen ihr Dasein fristen mussten und die dankbar sein durften, dass sie hin und wieder die Brotkrumen von Ivans Tafel abbekamen. Sie kamen aus Schwäche und Unvermögen vermutlich gar nicht erst auf die Idee, ihr Heil woanders zu suchen. Die Welt war gnadenlos, und hier hatten sie wenigstens Schutz, auch wenn sie dafür in einem unterirdischen Zeltlager vegetieren und niedrige Arbeiten verrichten mussten.

Ich änderte meine Taktik. Leise sagte ich:

«Jemand, der es so schwer hat wie du, Ivan, der braucht jemanden, der ihn versteht. Du hast es sehr weit geschafft, hast all das hier aufgebaut. Du hast diesen Leuten zu essen gegeben, und Wärme und Ordnung. Aber wenn ich das sagen

darf, du wirkst ... müde. Ich sehe sehr gut, welches Gewicht auf deinen Schultern liegt - all das hier alleine am Laufen zu halten ...»

Und in der Tat, da, wo in den Filmen die Feldherren einen Stab von Beratern an der Seite hatten, da waren in Ivans Zelt lediglich stumme Befehlsempfänger zu entdecken. Langsam drehte ich meinen Kopf, um mich von meinem Eindruck ein weiteres Mal zu überzeugen. Ja, keiner dieser Männer sah so aus, als habe er irgendeine Entscheidungsbefugnis. Zwei waren offensichtlich zu jung, kaum siebzehn Jahre alt. Ein anderer war eindeutig dem Alkohol verfallen und dem vierten hatten sein Kriegstrauma und seine Depressionen deutliche Zeichen ins Gesicht gegraben.

Ich fuhr fort.

«... Du brauchst jemanden, der dich versteht. Der dir einige der Alltagsentscheidungen abnimmt, damit du dich dem großen Ganzen widmen kannst. Lass mich die Frau und das Kind hierher holen, Ivan. Wir brauchen ohnehin einen sicheren Platz für den Winter. Mein Interesse gilt dem Überleben der beiden, so viel solltest du ja schon aus meiner Geschichte herausgehört haben. Hier bei dir wären wir sicher und wir hätten auch kein Interesse daran ...»

Ich machte die allumfassende Ivan-Geste.

«... deiner Gemeinde zu schaden. Du wärest nicht gezwun-

gen, mich zu töten oder dem Pack da draußen auszuliefern. Du ...»

Ivans massiger Körper straffte sich plötzlich. Er tat einen überraschend schnellen Schritt auf mich zu, packte mich am Kragen und zog mich über den Tisch hinweg von meinem Stuhl hoch, dass mir die Luft wegblieb.

«Wer bist du, dass du dir anmaßt, meine Gedanken zu verstehen? Wer bist du, dass du denkst, du könntest *mir* eine Hilfe sein? Wer bist du, dass du denkst, du wärst mehr als der Dreck unter meinem Fingernagel, hä?»

Er schrie mir ins Gesicht und ich schloss zu spät die Augen und den Mund, um nichts von seinem nach Wodka, Wurst und Gurke riechendem Atem in mich aufzunehmen.

Mich weiter in dieser Art anschreiend, zerrte er mich wie eine leichte Stoffpuppe im Zelt herum, schüttelte mich, stieß mich gegen Tische und andere Möbel und einiges von dem Plunder, den Ivan hier angehäuft hatte, ging dabei zu Boden oder zu Bruch. Die Rotärmel machten ihrem Herren hastig Platz und beobachteten die Szene mit Vorsicht, aber ohne besondere Überraschung.

Ich leistete keine Gegenwehr, ließ ihn sich austoben, ließ ihn zeigen, dass er es war, der hier das Sagen hatte.

Als der Wutausbruch abebbte, donnerte er mir zum Abschluss seine Faust in den Magen. Ich klappte zusammen und

blieb, nach Atem ringend, auf dem Boden liegen. Ivan stand, ebenfalls schwer atmend, über mir und ich sah hoch, in sein tiefrotes, schwitzendes Gesicht. Erst sah er einen Moment lang erschrocken aus, erschrocken über seine eigene Reaktion und schon dachte ich, ich hätte einen mentalen Treffer gelandet, hätte den wunden Punkt dieses Mannes erwischt.

Sein Gesicht war gerade dabei, den Ausdruck von Verblüffung durch die Karikatur eines entschuldigenden Lachens zu ersetzen, und ich war sicher, dass seine Wut fürs Erste aufgebraucht war, da verengten sich seine Augen plötzlich erneut zu Schlitzen und ein animalischer Schrei entrang sich seiner Kehle.

Er fixierte einen Punkt an meinem Körper und ich folgte seinem Blick.

Der Griff der Pistole, die Stummelzahn und der Dürre übersehen hatten, war ein Stück weit aus der Tasche meines Parkas gerutscht.

Mit einem weiteren Schrei ließ sich der Ivan mit seinem ganzen Gewicht auf meinen Brustkorb fallen, dass es mir die Luft ein weiteres Mal aus der Lunge presste und griff nach der Waffe.

Ich konnte nicht einmal mehr Keuchen, als seine Knie meine lädierten Rippen trafen. Da waren nur Schmerzen. Schmerzen, die die Angst vor dem, was der wütende Ivan als Nächs-

tes tun würde, in den Hintergrund drängten.

Dann rappelte er sich wieder hoch, wobei er sich mit einer seiner riesigen Pranken schmerzhaft auf meinem Gesicht abstieß. Beinahe wäre meine Nase gebrochen.

Er stand über mir, die Waffe in der Hand. Er betrachtete sie einen Moment lang, scheinbar versonnen.

Dann entsicherte er sie und richtete den Lauf auf meine Stirn.

Leise knurrte er:

«Hab ich es doch gewusst. *Sie* haben dich geschickt, um mich zu töten.»

Mühsam setzte ich mich auf, hielt die Hände beschwichtigend in Ivans Richtung, musste etwas sagen, um den tobenden Mann zu beruhigen, aber ...



Ich versuchte, die Dunkelheit um mich herum mit den Augen zu durchdringen, und ich war mir dabei nicht mal sicher, ob ich wirklich bei Bewusstsein war, oder ob ich mich noch in einem Dämmerzustand irgendwo zwischen dumpfen, schmerzerfüllten roten Nebeln und seliger, schwarzer Nichtexistenz befand.

Erst als der Schmerz in meinem Kopf langsam an Schärfe gewann, weil mein erstarkender Pulsschlag das Blut schneller als zuvor durch meine Adern pumpte, war ich sicher, dass ich tatsächlich wach und am Leben war. Mit den Händen tastete ich meinen Schädel ab. Vorsichtig krochen meine Finger zuerst über mein Gesicht und anschließend über den Rest meines Kopfes.

Kein Loch, keine Feuchtigkeit - kein Blut.

Aber eine Erhebung, die schmerzte, als ich sie berührte, die so sehr schmerzte, dass ich meine Finger sofort zurückzog.

Ivan hatte mich offensichtlich nicht erschossen.

Ich war vermutlich von hinten niedergeschlagen worden. Zumindest ließ diese Beule an meinem Hinterkopf darauf schließen. Es musste einer seiner Jungs gewesen sein.

Ich fragte mich, ob es auf Befehl Ivans geschehen war, oder

ob einer der Wachposten mit einem eigenmächtigen Schlag versucht hatte, mein Leben zu retten, indem er damit Ivans rasende Tirade unterbrach und ihn so in die Realität zurückholte.

Ich rief mir ihre Gesichter wieder ins Gedächtnis.

Unwahrscheinlich.

Aber falls es doch so gewesen sein sollte, schuldete ich jemandem etwas.

Vorsichtig brachte ich meinen Körper in eine sitzende Position, wobei mir beinahe schlecht wurde. Nach einer mehrminütigen Pause, die ich darauf verwendete, langsam und konzentriert zu atmen und die Schmerzimpulse, die durch mein Gehirn rasten, auf ein erträgliches Maß zurückzudrängen, begann ich schließlich, meine Umgebung krabbelnd und tastend zu erkunden.

Das Ergebnis meiner Bemühungen war ernüchternd. Ich befand mich offensichtlich in einem kleinen Raum von ungefähr drei mal zwei Metern. Die Wände bestanden wohl aus Beton, zumindest waren sie nicht gemauert, sondern glatt und kalt. In einer Wand befand sich eine schwere Metalltür. Zweimal hämmerte ich dagegen, dann kamen, durch das entstehende Geräusch angelockt, die Schmerzen zurück in meinen Kopf gekrochen und ich nahm von weiteren Versuchen, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen vorerst wieder Abstand.

Es hatte ohnehin niemand reagiert.

Eine Türklinke hatte ich nicht ertasten können und so zur Tatenlosigkeit verdammt, suchte ich mir mit recht mäßigem Erfolg eine erträgliche Liegeposition und wartete.

Wenn ich wenigstens wüsste, wie lange ich schon hier drinnen war.

Die Degenerierten auf der Brücke, Wanda und die kranke Mariam im Haus, Ivan und seine Gemeinde im Frankfurter Hauptbahnhof, das Mädchen und die Hunde, Thomas, der Leichenhaufen am Ende der Sackgasse - das alles kam mir jetzt beinahe unwirklich vor.

Der Gedanke, dass der Rucksack mit den Medikamenten für Mariam nutzlos im Gestrüpp am Mainufer lag, machte mich beinahe wahnsinnig und nur mit großer Mühe gelang es mir, mich zur Ruhe zu zwingen.

Ich musste wohl oder übel akzeptieren, dass ich momentan nichts tun konnte. Ich hoffte nur, dass Wanda rechtzeitig die Initiative ergreifen würde, wenn ich nicht zurückkehrte. Sicher würde sie das tun. Sie war schließlich nicht hilflos. Im Gegenteil. Wenn man bedachte, was diese Frau hinter sich gebracht und überstanden hatte, konnte man nur darüber staunen, dass sie ihren Lebenswillen nicht schon lange vor unserer Begegnung verloren hatte.

Doch das Gegenteil war der Fall. Zu einem großen Teil hat-

te sie das vermutlich der Existenz von Mariam zu verdanken, dachte ich, und ich erkannte, dass es bei mir ähnlich war.

Solange ich alleine durch das zerstörte Land gezogen war, war es mir gelungen den meisten Gefahren aus dem Weg zu gehen und den Dingen um mich herum ihren freien Lauf zu lassen. Ich war ziellos gewesen. Gleichgültig. Zwar nicht unbedingt sorglos, aber doch irgendwie ... *überflüssig*.

Erst seit ich auf diese Degeneriertenbande und ihre Gefangenen getroffen war, hatte es wieder so etwas wie Ziele für mich gegeben.

Notwendigkeiten.

Wünsche.

Der Drang, den Grausamkeiten der Degenerierten ein Ende zu machen, hatte die Leere in mir zurückgetrieben. Nicht komplett, aber doch zumindest so weit, dass ich eine Art von Antrieb entwickelt hatte, der mir irgendwie zu einer lange nicht mehr gefühlten Art von Zufriedenheit verhalf.

Noch während ich über all diese Dinge nachdachte, schlich sich die Erschöpfung wieder an mich heran und fiel aus dem Hinterhalt über mich her.

Als ich ein weiteres Mal zu mir kam, war es immer noch dunkel ringsum, aber irgendetwas war anders. Bald kam ich auch darauf, was es war.

Es war ein neuer Geruch im Raum.

Genauer gesagt, roch es nach Essen. Nach gebratenem Fleisch und frischem Brot. Mir lief augenblicklich das Wasser im Mund zusammen. Nach einigem Umhergekrabbel ertastete ich den Blechnapf, den man mir in mein Gefängnis gebracht hatte. Ich zwang mich, langsam zu essen, was mir unter großer Anstrengung gelang.

Als ich alles restlos verzehrt hatte, tastete ich noch einmal den ganzen Boden ab. Einen Eimer für meine Notdurft hatten sie mir auch gebracht und auf dessen Boden fand ich tatsächlich eine Rolle Toilettenpapier.

Sehr zuvorkommend.

Es sah ganz so aus, als wollte man mich für längere Zeit hier in Dunkelhaft halten. Nur wozu?

Es machte mich wütend, dass ich nicht wusste, wie lange ich schon hier unten war, und ich nahm mir fest vor, nicht wieder einzuschlafen.

Ich würde mir meinen Wärter schnappen und ausbrechen. Zwar hatte ich keinerlei Waffen oder Werkzeug, nicht einmal Schuhe hatte ich an, aber die Schwellung an meinem Schädel war deutlich zurückgegangen und der Schmerz war im Vergleich zu meiner letzten Wachphase nur noch ein schwaches Echo.

Ich stand auf, streckte und dehnte meinen Körper, machte einige zaghafte Liegestütze, aber als der Kopfschmerz dann

doch wieder stärker zu werden drohte, ließ ich es bleiben.

Langsam.

Mach langsam.

Warum hatte Ivan mich nicht einfach abgeknallt? Er hatte mir vorgeworfen, dass «sie» mich geschickt hätten, um ihn zu töten. Wen meinte er? Irgendeine Nachbargemeinde? Die Leute vom Kaufhaus, von denen Stummelzahn gesprochen hatte? Ich ärgerte mich über mich selbst. Ich hätte die Pistole, die der Anlass des ganzen Dramas gewesen war, einfach freiwillig abgeben sollen, als sie mich abgetastet hatten. Aber stattdessen hatte ich mir über die Unfähigkeit der beiden Schergen ins Fäustchen gelacht und war stolz gewesen auf meinen kleinen Trumpf im Ärmel.

*Denkste.*

Das war nach hinten losgegangen.

Da Leibesertüchtigungen momentan noch ausfielen, blieb mir wenig anderes zu tun, als mich weiter über mich selbst zu ärgern und mein Ohr an die kalte, rostig-raue Metalltür zu legen und zu lauschen. Ich konnte zu meinem Verdruss nur wenig konkrete Geräusche unterscheiden. Was an mein Ohr drang war eher eine Art Grundrauschen, das aus dem Alltag von Ivans Gemeinde hervorging.

Fernes Gemurmel, mal ein Lachen, mal Laute von Schmerz, mal Klopfen oder Hämmern, das auf irgendwelche Arbeiten

hinwies und ein omnipräsentes tiefes Tuckern, alles irgendwie weit weg und verhallt.

All das war mir in meiner ersten Wachphase nicht aufgefallen, deswegen nahm ich an, dass es Nacht gewesen sein musste, als ich erwachte.

Und dann hatte ich wieder geschlafen.

Es musste also der nächste Tag angebrochen sein.

Oder der Übernächste.

Keine Ahnung.

Meine Gedanken richteten sich wieder auf Wanda und Mariam. Ich konnte nur hoffen, dass Wanda einen Weg gefunden hatte, an Medikamente zu kommen oder Mariam sonst wie zu helfen.

Noch während ich all meine hilflosen Gedanken dachte, drangen Geräusche durch das Metall der Tür, näher diesmal.

Hektisches Trappeln von Füßen, die irgendwo in der Nähe meines Gefängnisses zum Stehen kamen. Ein Mann und eine Frau den Stimmen nach, aber einzelne Worte konnte ich nicht auseinanderhalten. Dann prallte etwas Schweres gegen die Tür, die einen hohlen, dumpfen Klang von sich gab. Jemand stöhnte. Für einen Moment drang ein schwächlicher Streifen Licht in die Dunkelheit meiner Zelle und ich konnte sehen, dass ich die ungefähre Abmessung der Tür richtig eingeschätzt hatte. Ein wenig Geraschel, ein paar weitere, heiser ge-

flüsterte Worte, dann begannen langsame, schwache Schläge die Metalltür zum Zittern zu bringen. Innerhalb von zwei Minuten steigerten sich die Frequenz und Stärke der Erschütterungen, unterdrücktes Keuchen gesellte sich hinzu und wurde lauter, bis die beiden ihren hektischen, heimlichen Akt beendet hatten.

Dann ein kurzer Moment der Stille, wieder leise, unverständlich gemurmelte Worte, das erneute Rascheln, als sie ihre Kleidung wieder in Ordnung brachten - dann entfernten sich die Schritte wieder, diesmal aber in unterschiedliche Richtungen.

Während ich Zeuge dieses kleinen Intermezzos gewesen war, hatten sich immer wieder Bilder von Wanda in meinen Kopf geschlichen, und es war mir nur teilweise gelungen, sie zu verdrängen. Bisher hatte sie nur wenig persönliches Interesse an mir gezeigt.

Ich war da, sie war da, Mariam war da und ansonsten nur eine feindliche Außenwelt, die kaum so etwas wie romantische Gefühle zuließ. Und von den schrecklichen Erfahrungen, die Wanda in ihrer Gefangenschaft gemacht hatte, brauchte man gar nicht erst zu reden. Sollte Mariam ihr Fieber nicht überlebt haben, würde Wanda vermutlich keinen Gedanken an mich verschwenden, sondern annehmen, ich sei tot oder habe sie schlicht und einfach zurückgelassen.

Ballast abwerfen und weiterziehen.

Vor kurzem noch hätte ich das wahrscheinlich sogar getan.

Ich selbst war mir nicht sicher, warum ich überhaupt darüber nachdachte.

Was kümmerte es mich, was Wanda von mir hielt?

Irgendwie aber waren wir durch die Ereignisse dennoch miteinander verbunden.

Zumindest schien ich das zu hoffen.

Ich zwang meine Gedanken, zu dem unbekanntem Pärchen zurückzukehren. Wo ging man hin, wenn man einige Minuten ungestört sein wollte, in einer Situation wie dieser, in einem improvisierten Lager, das vor Leben nur so zu strotzen schien und das sich dennoch in einem unbestimmten, permanenten Kriegszustand mit der Welt außerhalb befand?

Man ging an einen Ort, der etwas abgelegener war. Der etwas abgelegener war, aber nicht so weit abgelegen, dass man Gefahr lief, von irgendetwas oder irgendjemandem von außerhalb attackiert zu werden. An einen Ort innerhalb des von Ivans Leuten kontrollierten Bereiches auf jeden Fall.

Sie waren in verschiedene Richtungen von meiner Zelle weggegangen und die Tatsache, dass sie sich hier geliebt hatten - falls es sich um einen Liebesakt gehandelt hatte, und nicht um einen Deal für besseres Essen oder so etwas - ließ für den Moment nur darauf schließen, dass sich meine Zelle

in irgendeinem Gang abseits befand, der vermutlich einige Meter von der Tür entfernt einen Knick machte und auf diese Weise vor unerwünschten Blicken schützte.

Weiterhin war es sehr unwahrscheinlich, dass während des gesamten Vorgangs ein Wachposten neben meiner Zellentür gestanden und den beiden zugesehen hatte ... es sei denn, es handelte sich bei dem Mann um eben diesen Wachposten, der nun den Gang auf und ab patrouillierte ... aber nein, dazu war er schon zu lange weg.

Oder?

Würden die beiden wieder hierher kommen?

Ich schlang meine Arme um den Oberkörper. Mir war kalt. Eventuell könnte ich mit ihnen Kontakt aufnehmen und sie dazu bringen, mich hier raus zu lassen. Aber was konnte ich ihnen schon bieten, mit nichts am Leib außer meiner Hose und einem verdreckten T-Shirt?

Die Tür saß offensichtlich ein winziges bisschen locker im Rahmen, das hatte der schwache Lichtschein bewiesen, den die beiden verursacht hatten, als einer von ihnen, vermutlich mit dem Rücken, am Anfang des kurzen Liebesspiels hart dagegen geprallt war.

War das vielleicht ein möglicher Ansatzpunkt für eine Flucht?

Eine kurze Überprüfung der Tür mit den Händen brachte

ein ernüchterndes Ergebnis. Ohne Werkzeug konnte ich an der Tür herumhantieren, bis ich schwarz wurde.

Keine Chance.

Die Zeit verging elend langsam. Irgendwann ebten die Geräusche des Lebens um mich herum nach und nach ab und es wurde ruhiger.

Ein weiterer Tag verloren, ein weiterer Tag voll Ungewissheit.

Die letzten paar Stunden war ich im Kreis in meiner Zelle herumgelaufen, eine Hand locker an der Wand. Der Kontakt mit dem kalten Beton schien mich irgendwie zu beruhigen und die Gedanken schossen weniger schnell durch meinen Kopf.

Ich musste wach bleiben. Wach bleiben und lauschen. Wann hatte man mir zu essen gebracht?

Ich konnte es nicht sagen.

Falls ich doch wieder einschlafen würde, musste ich mir das Essen, sofern man mir erneut etwas bringen würde, besser einteilen, denn ich hatte inzwischen wieder Hunger bekommen und langsam aber sicher freundete ich mich auch mit dem Gedanken an, den Eimer zu benutzen, was ich bisher so gut es ging hinausgezögert hatte.

Ich ging noch eine Weile im Kreis herum. Dann überprüfte ich tastend und mit großer Sorgfalt die Länge meiner Finger-

nägel. Dann die der Zehennägel. Anschließend versuchte ich, die Anzahl von Gelenken in meinem Körper festzustellen. Dann versuchte ich mir die Zeit damit zu vertreiben, mir Barthaare auszureißen, und versuchte, auch sie zu zählen. Ich fragte mich, wie lange ich meine Inhaftierung wohl noch aushalten konnte. Irgendwann schlief ich wieder ein.

Ich erwachte, als die schwere Tür mit einem metallischen Geräusch aufschwang und sich die Gestalt Stummelzahns vor dem gleißend hellen Licht, das meine Augen so plötzlich malträtierte und zum Tränen brachte, im Rahmen abzeichnete. Er kam naserümpfend herein und warf einen beiläufigen Blick auf den Eimer. Hinter ihm im Gang konnte ich die verschwommenen Silhouetten von mindestens drei weiteren Männern und einer Frau erkennen.

So viele.

Zu viele.

«Der Ivan will dich sehn, steh auf!» Er war jetzt näher gekommen, stand nur einen Schritt weit entfernt, was mich dazu zwang, zu ihm aufzublicken. Ich rappelte mich hoch und streckte mich.

Hinter Stummelzahn hatten zwei von Ivans Jungs mit den Armbinden die Zelle betreten und beobachteten mich aufmerksam, die Hände an den Pistolen am Gürtel. Ich bemühte mich, so harmlos wie möglich auszusehen. Schulterzuckend

und nickend drückte ich mein stummes Einverständnis aus.

Stummelzahn ging voran, und ich konnte seine Alkoholausdünstungen riechen. Ivans Jungs nahmen mich in die Mitte und ein Dritter, ein blonder, großer Kerl um die vierzig, der vor der Zelle gewartet hatte, bildete das Schlusslicht.

Mit meiner Einschätzung der Lage meines Gefängnisses hatte ich halbwegs richtig gelegen. Als ich einen schnellen Blick nach hinten, an dem Blondem vorbei warf, konnte ich erkennen, dass der Gang noch mindestens fünfzig Meter weiter vom Zentrum des Lagers wegführte, bevor die Beleuchtung schwächer wurde und schließlich ganz erlosch.

Ich wurde in die entgegengesetzte Richtung dirigiert, und bereits nach einigen Metern machte der Gang einen scharfen Knick nach links, bevor er nach weiteren fünfzig Metern auf eines der unterirdischen Gleise traf, auf denen Ivan die Versehrten, seine «Schutzis», untergebracht hatte.

Ich wurde durch die Menge geleitet und musste aufpassen, mit meinen unbeschuhten Füßen nicht in irgendwelchen unappetitlichen Dreck zu treten oder über eine der Gestalten zu stolpern, die, obwohl es, den hoch frequentierten Kochstellen nach zu schließen, vermutlich Mittag war, noch hier und da mitten auf dem ehemaligen Bahnsteig lagen. Entweder schliefen sie tatsächlich noch, oder waren nicht in der Lage, sich aus eigener Kraft zu bewegen. Dieses Menschengewimmel

stellte bereits nach den wenigen Tagen der Isolation eine gehörige Reizüberflutung für mich dar.

Leise Gespräche, Gemurmel, Lachen, Wimmern, Flüche, asthmatisches Husten - all das verschmolz zu einer Kakophonie dreckigen Lebens, und der Geruch von Exkrementen, offenen Wunden, Hautkrankheiten und Krebserkrankungen, gepaart mit dem Duft von kochendem Eintopf und über kleinen Feuerstellen aufgewärmten Konserven, sorgte dafür, dass ich froh war, grob die Treppe hinaufgestoßen zu werden, hoch in die, nach der klaustrophobischen Enge hier unten, fast schon gigantisch anmutende Bahnhofshalle.

Ich sog die vergleichsweise frische Luft tief in meine Lunge und ließ meinen Blick ein zweites Mal über das Zentrum von Ivans Lager schweifen. Jetzt erst nahm ich wahr, dass nicht nur Zelte aufgestellt worden waren um den einzelnen «Abteilungen», also dem Krankenzelt und den Werkstätten Raum zu geben, sondern dass auch die Räumlichkeiten der ehemaligen Ladengeschäfte, die den Bahnhof zur Stadt hin abgrenzten und deren Glasfronten mit Trümmern und Holzteilen verrammelt waren, teilweise von Ivans Leuten genutzt wurden und nahezu überall hektisch anmutendes, aber dennoch gut organisiertes Treiben zu beobachten war.

Ich war sicher, immer noch nicht alles gesehen oder verstanden zu haben, was hier vor sich ging, als wir schließlich

vor Ivans Zelt ankamen.

Zwei Dinge fielen mir dennoch auf. Ivans Rotärmel waren heute deutlich besser bewaffnet, als bei meinem Eintreffen. Ungefähr jeder dritte von ihnen trug ein Sturmgewehr am Riemen über der Schulter. Ivan musste Leute in die Tunnel geschickt haben, um die Waffen von dort holen zu lassen. Schließlich hatte ich ja den Tunnel unbeschadet durchquert und so bestand folglich wenig Gefahr für Ivans Leute. Die andere Sache, die mir auffiel, war Folgende: Das tieffrequente Brummen, das mir schon öfter aufgefallen war, kam offensichtlich von zwei alten, rot-weißen Loks der Deutschen Bahn, die - vermutlich um die Lärm- und Abgasbelästigung in Grenzen zu halten - weit hinten auf den Gleisen standen, gerade eben noch unter der gigantischen, löchrigen Kuppel, die die Bahnhofshalle überspannte.

Von den Loks führte eine aberwitzige Kabelkonstruktion zu den einzelnen Zelten. So also versorgte Ivan sein Lager mit Strom. Ob diese Loks über serienmäßige Generatoren verfügten, oder ob Ivans Techniker Hand angelegt hatten, konnte ich mit meinem begrenzten technischen Wissen nicht sagen. Allerdings hoffte ich für die Leute hier, dass es ausreichend Diesel gab, um sie über den nahenden Winter zu bringen.

«Hör auf zu trödeln, du Penner! Weiter!»

Stummelzahn riss mich abrupt aus meinen Beobachtungen,

als er mich anwies, endlich weiter zu gehen und Ivans Zelt zu betreten.

Im Zelt war es dämmrig, wie üblich, und als wir eintraten, wobei uns nur der Blonde, der sich die ganze Zeit über hinter mir gehalten hatte, begleitete, während die beiden Rotärmel, die mich flankiert hatten, ihre Aufgabe dem Anschein nach als erledigt betrachteten und draußen blieben, traute ich meinen Augen nicht.

Ivan saß nicht auf seinem thronartigen Stuhl, sondern an dem Tisch, der jetzt mittig im Zelt stand. Auf dem Tisch war ein wahres Festmahl angerichtet. Er blickte mir entgegen und lächelte ein breites Lächeln, als unsere Augen sich trafen.

Aber das war es nicht, was mich so schockierte.

Rechts neben Ivan saß, angespannt und verkrampft und mit einem violetten Veilchen im Gesicht - Wanda.



Wirre Gedanken rasten durch meinen Kopf. Am Rande bemerkte ich, dass die vier Männer von Ivans Leibwache, die sich an der Rückwand des vorderen Bereiches des Zeltes positioniert hatten, sich strafften und mich aufmerksam beobachteten.

Ich zwang mich zur Ruhe und ließ meinen Blick noch einmal betont langsam durch den Raum schweifen.

Ivans furchiges Gesicht lächelte mich immer noch an, sein massiger Körper signalisierte absolute Selbstsicherheit, als er großspurig auf den Platz ihm und Wanda gegenüber deutete. Stummelzahn hatte sich zu mir herumgedreht und grinste mich hämisch an.

«Was 'ne Überraschung, was?», nuskelte er.

Den blonden Kerl hatte ich nicht im Blickfeld, ich nahm aber an, dass er hinter mir genauso aufmerksam und angespannt auf meine Reaktion wartete, wie die übrigen von Ivans Jungs.

Während ich mich langsam die wenigen Meter vom Zeltein- gang zu dem mir angebotenen Platz bewegte, konnte ich sehen, dass man Wanda um ihr rechtes Handgelenk einen Strick gebunden hatte, der, sich locker schlängelnd, irgendwo unter dem Tisch verschwand.

Ihr Blick suchte meinen, und in ihren Augen konnte ich Wut, Schmerz und auch ein klein wenig Angst lesen.

«Wo ist Mariam?», fragte ich Wanda und Ivan gleichermaßen, während ich mich setzte. Ich hatte den ersten Schock verdaut und versuchte jetzt, der Situation so kühl wie möglich gegenüberzutreten.

«Sie haben sie mitgenommen», antwortete Wanda mit einer unbestimmten Geste ihrer freien Hand.

«Gustav kümmert sich um sie», kam es von Stummelzahn, der gerade im Begriff war, sich ebenfalls zu setzen, aber durch einen böartigen Blick Ivans davon abgehalten wurde und sich dann mit gesenktem Kopf irgendwo hinter mich zurückzog. Man konnte seine kindliche Enttäuschung förmlich spüren, und fast hätte ich gelächelt.

Kein Festmahl für dich, mein Freund!

«Dem Kind geht es gut.»

Ivan gab sich jetzt väterlich und wohlwollend.

«Gustav ist Arzt, und er wird alles tun, damit es dem Mädchen besser geht.»

Dann fügte er hinzu:

«Du siehst, du stehst in meiner Schuld, was?»

Langsam wurde mir klar, dass Ivan etwas von mir wollte. Und er war bereit, Wanda und Mariam als Druckmittel einzusetzen, um es zu bekommen.

Ich wusste, dass ich beileibe nicht in einer Position war, in der ich verhandeln konnte. Dennoch erwiderte ich, so unbeeindruckt es ging:

«Das sehen wir, wenn sie wieder auf den Beinen ist. Sollte sie es nicht schaffen, Ivan, werde ich alles tun, um dich dafür bezahlen zu lassen, dass du mich davon abgehalten hast, ihr die Medikamente zu bringen.»

Eine leere Drohung, bar jeder Chance auf Verwirklichung. Aber trotzdem.

Ich wusste natürlich, dass das Mädchen am Ende hier im Lager wahrscheinlich die besseren Überlebenschancen hatte, zumindest wenn es der Wahrheit entsprach, was Ivan sagte und dieser Gustav tatsächlich ein Arzt war.

Ich konnte nicht sicher sein, ob die Medikamente und mein und Wandas guter Wille alleine ausgereicht hätten, um Mariam zu helfen.

«Jajaja... hör zu», kam es von Ivan.

«Ich habe 'ne Weile nachgedacht, und du hast vielleicht sogar ein wenig Recht, wenn du sagst, dass ich hier Hilfe brauchen könnte. Deswegen ...»

Er kippte ein halb gefülltes Wasserglas mit einer klaren Flüssigkeit hinunter und schüttelte sich kaum merklich. Dann begann er langsam um den Tisch herum zu laufen.

«... habe ich mich entschlossen, deine Geschichte zu über-

prüfen. Und siehe da ...»

Er lachte kurz und legte eine seiner Bärenpranken auf Wandas Hinterkopf, die sich unwillkürlich ein wenig wegduckte und dann den Kopf drehte und ihn funkensprühend anblitzte.

«... meine Leute haben die hier ...»

Er gab ihrem Kopf einen leichten Schubs zur Seite und nutzte seine Pranke dann, um sich sein Glas wieder aufzufüllen.

«... und dein Mädchen gefunden. Ich bin sehr, sehr glücklich, dass du mich nicht belogen hast. Wäre wirklich schade um dich gewesen.»

Ich sagte nichts. Stattdessen legte ich meinen Zeigefinger unter mein linkes Auge, und Ivan verstand.

«Ach, das Veilchen ... Das tut mir selbstverständlich unheimlich leid, aber manchmal wissen Frauen einfach nicht, was gut für sie ist, und dann muss man sie eben überzeugen.»

Seine Augen funkelten böse, als er lachend hinzufügte:

«*Bisher* haben wir sie übrigens nur zum Mitkommen bewegt - und zu nichts anderem.»

Ich sagte weiterhin nichts, sondern schaute Wanda an, die mir den Wahrheitsgehalt von Ivans Aussage mit einem kaum wahrnehmbaren Nicken bestätigte.

Immerhin.

Ich wartete, bis Ivan fortfuhr.

«Nun, weißt du ... es gibt ein paar Dinge die ... erledigt werden müssen. Dinge, die für mich und meine Leute ...»

Einmal mehr die allumfassende Geste, bevor er wieder mir gegenüber Platz nahm.

«... notwendig sind, damit es allen hier weiterhin gut geht. Wie du ja selbst schon gesagt hast - ich kann mich nicht um alles selbst kümmern, so gerne ich das auch würde. Und außer dem hier ...»

Er zeigte mit seinem fleischigen Finger hinter mich, wo ich den Blondschoopf vermutete.

«... haben meine Leute tatsächlich relativ wenig Eigeninitiative, womit ich eigentlich sagen will, die meisten sind entweder zu dumm, zu kaputt oder zu krank, um sie mit etwas schwierigeren Aufgaben zu betrauen ... bewach' die Brücke, lass hier keinen durch ... sowas klappt recht gut. Aber einen Befehl wie: Nimm dir ein paar Leute und schau mal, ob du es hinkriegst, aus den Tankstellen der Umgebung noch ein wenig Diesel rauszuholen, und wenn nicht, dann klau das Zeug irgendwo, ohne dass du hierher zurückverfolgt wirst - sowas ist mit den Jungs unbeaufsichtigt nicht zu machen.

Und das mit dem Diesel ist nur ein kleines Beispiel der schwierigeren Aufgaben, die hier anfallen. Genau genommen hat Rolf hier ...»

So musste der Blonde wohl heißen, denn er zeigte wieder hinter mich.

«... das mit dem Diesel schon sehr gut erledigt. Rolf weiß genau, warum er tut, um was ich ihn bitte. Er weiß, dass Sicherheit nur durch Masse zu erreichen ist ... je größer die Gruppe, desto sicherer ist der Einzelne. Deswegen müssen wir alle hier gut füttern. Deswegen brauchen wir eine Hierarchie, an deren Ende jemand steht, der die wichtigen Entscheidungen schnell und richtig treffen kann. Und dieser jemand ...»

Erläuterte er unnötigerweise.

«... bin ich. Und damit ich die richtigen Entscheidungen treffen kann, muss ich von den niederen Aufgaben freigehalten werden. Du nun hast bewiesen, dass du was im Köpfchen hast, und die da ...»

Er gab Wanda wieder einen Schubs.

«... und das Kind ... die sind ganz offensichtlich deine Motivation.»

Er grinste wieder.

«... und gleichzeitig sind sie meine Versicherung, dass du dich auch wirklich nach Kräften bemühen wirst, alle dir übertragenen Aufgaben zu meiner vollsten Zufriedenheit auszuführen. Verstehst du, was ich dir sage?»

Ich verstand es sehr gut. Er brauchte jemanden für seine Drecksarbeit. Ein Teil von mir wollte einfach aufspringen und

diesen widerlichen, selbstgefälligen Mann mit bloßen Händen erwürgen. Aber zwei Dinge hielten mich davon ab. Zum einen die Anwesenheit seiner Leibwächter, und zum anderen begriff der logische Teil meines Wesens Folgendes: Wenn mir auch seine Methoden zutiefst zuwider waren - mit einigen Dingen hatte Ivan Recht.

Man brauchte eine große Gruppe, um in relativer Sicherheit leben zu können, zumindest hier und heute. Und man musste diese Gruppe hegen und pflegen. Und wenn diese Gruppe eine gewisse Größe überschritten hatte, brauchte man tatsächlich eine Hierarchie, um alles unter einen Hut zu bekommen. Auch wenn Ivan seinen Status vermutlich durch die Verteilung von Waffen, Essensrationen und Konsumgütern und der Ausübung von direkter und indirekter Gewalt sicherte, so war es ihm doch bisher offensichtlich ganz gut gelungen, seine Leute zu beschützen.

Er nutzte Wanda und Mariam als Druckmittel, um mich zur Mitarbeit zu bewegen, und ich beschloss, es mir gefallen zu lassen.

Vorerst.

Bis zum Frühjahr.

Dann werden wir sehen.

«Ich habe Bedingungen», sagte ich laut. Ivan, der versucht hatte, den Inhalt meiner letzten Gedankengänge an meinem

Gesicht abzulesen, sprang brüllend auf.

«Was hast du? Bedingungen? Du ...»

Sein Gebrüll brach plötzlich ab. Er strich seinen Bart glatt, brachte die Wodkaflasche, die er umgeworfen hatte, als er hochgefahren war, in ihre ursprüngliche Position und nahm wieder Platz. Die Wut war aus seinem Gesicht gewichen, glomm aber immer noch bedrohlich in seinen Augen. Mit betonter Freundlichkeit fragte er laut:

«Und was für ...»

Eine fahrige Geste mit den Händen.

«... Bedingungen sind das wohl?»

«Erstens: ...», fing ich an, ohne den Ivan anzusehen.

«... Wanda und Mariam werden nicht in einer dieser Zelle eingesperrt, in die du mich gesteckt hast, und sie werden auch nicht auf den U-Bahngleisen untergebracht. Sie bekommen ein eigenes Zelt und werden von dir und deinen Leuten in Ruhe gelassen. Zweitens: Ich will meine Sachen wieder haben, die Armbrust, mein Messer und so weiter. Drittens: ...»

Und jetzt pokerte ich hoch.

«... ich will mich hier frei bewegen, ohne dass irgendwelche Aufpasser mir permanent hinterhertappen. Viertens: Du wirst mir jetzt einige Fragen beantworten. Es gibt noch viel, was ich über diesen Ort wissen muss, um dir von Nutzen sein zu können, und ...»

Ich brach ab. Mir fiel nichts mehr ein und ich verwünschte mich dafür. Fast hätte es geklappt, das Zurschaustellen von Selbstsicherheit.

Einige Sekunden lang schaute Ivan mich schweigend an. Der gefährliche Glanz in seinen Augen war immer noch vorhanden und in seinem Kopf arbeitete es.

«Erstens: ...», sagte er dann. «... ja, die zwei bekommen ein eigenes Zelt hier oben, als Vertrauensbonus sozusagen. Aber dir wird doch hoffentlich klar sein, dass es die beiden sind, die für jeden Fehler, den du machst, bezahlen werden? Sie werden ein schönes großes Zelt kriegen, in dem sie sich fürs Erste erholen können. Außenrum werden Wachen stehen, und wenn eine von ihnen die Nase ungefragt herausstreckt, dann wird sie abgeschnitten, und anschließend werden die beiden *hier* ...»

Er deutete hinter sich auf den abgetrennten Teil seines Zeltes, in dem sich seine Privaträume und wahrscheinlich auch sein kleiner Harem befanden.

«... bleiben. Bei mir. Zweitens: Ja, du kriegst deine Waffen und den anderen Kram wieder - aber ganz sicher nicht hier drinnen. Du bekommst deine Sachen nur außerhalb des Lagers. Hier drinnen wirst du keine Waffen tragen, und wenn du mit einer erwischt wirst, werden die Damen ebenfalls bei mir ... *einziehen*. Der da ...»

Er deutete auf Stummelzahn.

«... wird deinen Kram in Verwahrung nehmen. Er wird ihn dir aushändigen, wenn du nach draußen gehst und dafür sorgen, dass du ihn wieder abgibst, wenn du ihn nicht mehr brauchst.»

Stummelzahn nickte tapfer, fühlte sich aber sichtlich unwohl bei der ganzen Sache. Man hatte ihm soeben Verantwortung übertragen.

Gefiel ihm nicht.

«Drittens: Frei bewegen fällt aus. Solange ich keine Klagen höre, kannst du bei den beiden im Zelt schlafen. Ansonsten wirst du immer und überall im Lager von zwei Jungs begleitet werden, damit du keinen Blödsinn anstellst. Wenn du etwas brauchst, kannst du es ihnen sagen. Viertens: Ich beantworte keine Fragen, aber ich werde dir natürlich alle Informationen geben, die ich für die Erfüllung der jeweiligen Aufgabe für nötig halte.»

Okay, er gab also den Eisernen, aber ich war schon froh, vorläufige Sicherheit für Wanda und Mariam versprochen bekommen zu haben. Den Rest an Vertrauen und Privilegien würde ich mir wohl verdienen müssen.

Kommt Zeit - kommt Rat.

Zum Zeichen meines Einverständnisses nickte ich lediglich.

Wanda, die die ganze Zeit über starr auf die Tischplatte ge-

blickt hatte, hob mit einem Mal den Kopf.

«Wenn die *Herren* dann so weit sind, will ich jetzt zu Mariam.»

Nicht laut, aber klar und deutlich.

Ivan drehte seinen Kopf in ihre Richtung, nahm betont langsam einen Schluck aus seinem zwischenzeitlich wieder gefüllten Wasserglas.

Honigsüß sagte er:

«Natürlich meine Liebe. Geht nur!», und wedelte uns lächelnd aus seinem Zelt hinaus. Wanda, die im Gegensatz zu mir keine Anstalten gemacht hatte aufzustehen, hob demonstrativ ihr gefesselt Handgelenk und sah Ivan auffordernd an.

«Oh je... wie konnte ich das nur vergessen?»

Überraschend sanft nahm er ihre Hand in seine riesige Pranke und ich konnte sehen, dass Wanda sich zusammenreißen musste, um sich ihren Widerwillen nicht anmerken zu lassen.

Mit der anderen Hand nahm Ivan ein Messer von dem mit Speisen überladenen Tisch und fuhr damit die Innenseite ihres ausgestreckten Unterarms von der Armbeuge aus abwärts, in Richtung des Strickes, wobei die Spitze des Messers eine gerötete Linie hinterließ, ohne Wandas Haut tatsächlich zu ritzen.

Dann packte er ihre Hand fester, Wanda keuchte auf und Ivan durchtrennte den Strick mit einer schnellen, präzisen Bewegung.

Wanda war aufgesprungen, noch bevor die losen Enden ihrer Fessel die Tischplatte berührten und für einen Moment befürchtete ich, dass sie auf Ivan losgehen wollte.

Ich brauchte eine Sekunde, um erleichtert zu bemerken, dass dies nicht der Fall war.

«Hat Feuer, das Miststück. Bringt die beiden jetzt zu ihrem Mädchen», gab Ivan Anweisung und grinste.

Wanda schnaubte verächtlich, ging um den Tisch herum und wir verließen das Zelt in Begleitung von zwei Rotärmeln, während Rolf sich anschickte, meinen Platz am Tisch einzunehmen und sich Ivan gegenüber hinzusetzen. Während wir hinausgingen, konnten wir hören, wie Ivan die verbleibenden Rotärmel anwies, ein neues Zelt aufzubauen.

Wir gingen nebeneinander und unter den aufmerksamen Augen unserer Bewacher und der Umstehenden schnurstracks auf das Lazarettzelt zu, vor dem eine weitere Wache mit roter Binde am Arm stand und uns mit mildem Interesse entgegensah.

Nachdem wir bestätigt hatten, dass wir, wie die Wache schon erwartet hatte, zu dem «neuen Mädchen» wollten, wurde uns der Zutritt gewährt.

In dem Zelt gab es acht Liegen, die offensichtlich aus Krankenwagen geplündert worden waren, und drei *echte* Krankenbetten. Vier der Liegen waren belegt. Ein Mann um die sechzig hatte wohl kürzlich eine Beinamputation über sich ergehen lassen müssen und starrte mit von Schmerzmitteln gläsernen Augen an die Decke. Nebeneinander, auf der anderen Seite des Ganges, den die Liegen bildeten, lagen zwei offensichtlich schwangere junge Frauen, die ihr Getuschel unterbrachen, als wir eintraten.

Als wir weiter in das Innere des Zeltes vordrangen, warf ich noch einen Blick auf den vierten Patienten. Es war ein Junge, der, so wie es aussah, eine Auseinandersetzung mit einem oder mehreren wilden Hunden gerade eben so überstanden hatte.

Er schlief.

«Mariam?», rief Wanda fragend. Aus einem der hinteren Krankenhausbetten, unter einer dicken Daunendecke hervor, kam ein leises:

«Hier, ich bin hier.»

Ich war unglaublich erleichtert, Mariams Stimme zu hören, und Wanda und ich stürzten augenblicklich auf das Bett zu. Da lag sie, blass, verschwitzt, ängstlich, aber wach und bei Verstand.

Als sie Wanda und mich sah, begann sie leise zu weinen

und griff nach Wandas Hand. So standen wir gut zehn Minuten, bis von hinten jemand an mich herantrat und sachte meine Schulter berührte.

Ein großer, schlanker Mann in einem weißen Kittel, den er über seiner Kleidung trug, um die fünfzig vielleicht, mit schütter werdendem, lockig-braunem Haar und einer wohl schon mehrfach selbst geflickten, schmalen Brille stand hinter mir.

«Ich bin Gustav», sagte er. Inzwischen hatte Wanda sich auf den Rand des Bettes gesetzt, streichelte Mariams kleinen Kopf und sah mich und Gustav aufmerksam an.

«Es geht der Kleinen soweit gut», sagte Gustav, während er meine Hand schüttelte, was mich gelinde gesagt ein wenig aus dem Konzept brachte.

Gustav, der meine Überraschung ob dieser Geste bemerkte, schmunzelte und meinte augenzwinkernd:

«Ach, an irgendwas muss man heutzutage ja festhalten, und Umgangsformen sind sicher nicht das Schlechteste. Oder?»

Etwas verlegen stimmte ich ihm zu und er kam zurück zum Punkt.

«Also, das Mädchen hat immer noch hohes Fieber und ist dehydriert, aber in ein paar Tagen werden wir sie wieder aufgepäppelt haben. Ich habe ihr etwas gegen die Entzündung gegeben und werde ihr gleich noch ein leichtes Schlafmittel

einflößen. Schlaf ist immer noch die beste Medizin.»

Er zeigte auf die freien Liegen.

«Sie können heute hier schlafen ...», meinte er.

«... und ich checke sie beide ...»

Er blickte uns nacheinander an, und blieb dabei kurz an dem Bluterguss in Wandas Gesicht hängen.

«... auch noch gründlich durch. Wir wollen ja nicht, dass sie uns irgendwelche Seuchen oder Ungeziefer ins Lager schleppen, nicht wahr?»

Wir nahmen sein Angebot an. Als Mariam dank des Narkotikums schnell wieder eingeschlafen war, bat Gustav jeden von uns knapp und sachlich hinter einen Sichtschutz, der aus einigen an Leinen aufgehängten Säcken, wie man sie früher für Gartenabfälle verwendet hatte, improvisiert war, und untersuchte uns rasch und gründlich.

Während er meine alten und neueren Verletzungen begutachtete, plauderte er belangloses Zeug, aber es war mir nicht unangenehm.

Diese Form von Ablenkung hatte ich vor dem Krieg schon bei anderen Ärzten beobachtet. Sie schien irgendwie zum medizinischen Standardrepertoire zu gehören.

Softskills nannte man das damals ... oder so ähnlich. Falls ja, dann hatte er welche.

Als er mit seiner Untersuchung an meinem Knöchel ankam,

brach der säuselnde Strom harmloser Worte ab.

«Das würde ich morgen gerne nochmal röntgen.»

«Was ... Röntgen?»

Als er den Unglauben in meinem Gesicht wahrnahm, sah er für den Hauch einer Sekunde aus, als sei er um zwanzig Jahre gealtert. Dieser Gesichtsausdruck verflog aber augenblicklich wieder und sein gewohntes Lächeln kehrte zurück.

«Ja, der Ivan nimmt es sehr genau mit der Gesundheit seiner Leute. Ich habe hier fast alles, was man braucht. Wir müssen Ivan sehr dankbar sein.»

Ich stimmte ihm der Höflichkeit halber zu, gab mich beeindruckt vom Lebensstandard hier im Lager, aber den Moment, in dem die Maske der sorglosen Fröhlichkeit gefallen war, vergaß ich nicht.

Als er mich entließ, nahm er mir das Versprechen ab, morgen zum Röntgen wieder vorbeizukommen. Ich wartete an Mariams Bett, während der Arzt sich Wandas Blessuren widmete, und versuchte erfolglos, das Gespräch der beiden zu belauschen. Mariam schlief tief und fest, und inzwischen war ich sicher, dass ich mit dem Verlauf der Dinge halbwegs zufrieden sein konnte.

Mariam würde leben, Wanda hatte zwar ein blaues Auge, aber vor Degenerierten und wilden Hunden war sie hier so sicher, wie man nur sein konnte.

Wie die Dinge mit dem Ivan laufen würden, würde sich zeigen.

Die nächsten Tage verliefen so entspannt, dass es mich fast wahnsinnig machte. Das Röntgen meines Knöchels, das nicht im Lazarettzelt stattfand, sondern in einem separaten Zelt, das sich auf den Gleisen nahe an den tuckernden Diesel-Loks befand, ergab, dass nichts gebrochen war.

Gustav sagte etwas von Entlastung, schiente den Fuß dennoch und verordnete mir Ruhe. Mariam erholte sich innerhalb von drei Tagen komplett und zog dann vom Lazarettzelt in das Zelt, das Ivan für uns hatte aufstellen lassen. Wanda und ich verbrachten die Zeit bis dahin, indem wir uns von den Dingen berichteten, die sich ereignet hatten, seit ich an jenem Morgen aufgebrochen war.

Sie und Mariam waren früh morgens von einem Dutzend von Ivans Jungs, die offensichtlich von Rolf angeführt worden waren, umstellt und überwältigt worden.

Im Verlauf des kurzen Handgemenges hatte Wanda die Beinamputation des Mannes, den wir in Gustavs Zelt gesehen hatten, mit Hilfe eines Beiles - vielleicht dasselbe, das ich geworfen hatte, als die Degenerierten das Haus gestürmt hatten - schon zur Hälfte durchgeführt, sodass Gustav wohl nicht einmal mehr den Knochen durchtrennen musste. Der Typ hatte das Pech gehabt, ihr als erster zu nahe zu kommen, aber

Rolf hatte daraufhin seine Männer so geschickt befehligt, dass sie keinen weiteren Schaden unter ihnen hatte anrichten können und sie war überwältigt worden, ohne eine Verletzung davon zu tragen, wenn man von dem Veilchen absah.

Sie wirkte fast so, als würde sie sich dafür schämen.

Schmunzelnd wies ich sie drauf hin, dass es alles in allem schlimmer hätte kommen können, bereute es aber sofort, als mir klar wurde, dass Wanda gerade erst aus einer Gefangenschaft befreit worden war und sich nun schon wieder in einer befand, auch wenn sich diese - auf den ersten Blick zumindest - deutlich zivilisierter und angenehmer gestaltete als die vorherige.

Irgendwann war alles erzählt.

Auch eine Frage, die mir die ganze Zeit über im Hinterkopf herumgespukt hatte, war von Wanda beantwortet worden. Ich hatte mich gefragt, ob Wanda nicht, wie verabredet, selbst versucht hatte, Medikamente für Mariam aufzutreiben, nachdem ich nicht zur ausgemachten Zeit wieder zurückgekehrt war.

Wandas Erklärung war simpel.

Kurz nachdem ich aufgebrochen war, tauchte ein großes Rudel wilder Hunde in der Sackgasse auf und hatte begonnen, das Haus zu belagern, nachdem die Leichen der Degenerierten jenseits des Zaunes verzehrt worden waren. Wanda nahm an, dass sie Thomas' Leiche riechen konnten.

Einer von ihnen, offensichtlich der Rudelführer, war verletzt gewesen und besonders böseartig. Er hatte mehrmals in wilder Raserei den Zaun attackiert und es sogar einmal fast darüber geschafft. Erst das Erscheinen von Ivans Leuten hatte die zähnefletschende Meute zum Rückzug bewegen können. Vollständig war dieser Rückzug allerdings nicht gewesen, denn nachdem Wanda und Mariam gefangen genommen worden waren, wurde die Truppe den ganzen Rückweg zum Lager im Bahnhof von den Tieren umschlichen und verfolgt.

Wanda hatte, während sie gefesselt vorangetrieben wurde, den nervösen Worten von Ivans Männern entnehmen können, dass die Hunde ein immer größeres Problem wurden. Der verletzte Junge, den wir schlafend im Krankenzelt gesehen hatten, ließ diesen Eindruck glaubhaft erscheinen.

Von Gustav, der Mariam immer am späten Vormittag besuchte, bekamen wir einige Bücher geliehen, aus denen wir Mariam abwechselnd vorlasen. Mit uns allerdings wechselte er nur wenige Worte. Mariam schlief immer noch sehr viel, und so reichten uns die bedruckten Seiten einige Tage. In der lesefreien Zeit beschäftigten wir uns damit, halbwegs fit zu bleiben und motivierten uns dabei mit kleinen Wettkämpfen.

Ich war überrascht, wie viel Kraft in Wandas magerem Körper steckte, und musste mich teilweise sehr anstrengen, um mit ihr mithalten zu können.

Natürlich besprachen wir unsere Lage und schmiedeten Pläne, nur um sie kurz darauf wieder zu verwerfen, aber bald war auch dieses Thema erschöpft, und dann hing jeder für sich seinen Gedanken nach.

Wanda schirmte ihr Innenleben nach wie vor komplett vor mir und dem Rest der Welt ab, und auch wenn sie nachts im Schlaf zuckte und wirre Worte von sich gab, war ihr Gesicht tagsüber die meiste Zeit eine undurchdringliche Maske.

Kontakt zum Rest des Lagers hatten wir nicht.

Das Essen wurde zu uns gebracht, und das Zelt verlassen durften wir nur, wenn wir die öffentlichen Toiletten des Bahnhofes aufsuchen mussten, die noch voll funktionsfähig und tipptopp in Schuss waren.

Das konnte natürlich immer nur einer nach dem anderen und stets in Begleitung von zwei Rotärmeln geschehen. Hier und da schnappten wir Gespräche um uns herum auf und es stellte sich heraus, dass die übrigen Degs aus Einhands Gruppe wohl von Ivans Patrouillen entdeckt und getötet worden waren. Einhand selbst war, mit einer oder mehreren Kugeln aus einem von Ivans neuen Sturmgewehren im Leib, die Flucht gelungen.

Schade.

Auf meinen kurzen Ausflügen zu den Toiletten gewann ich insgesamt den Eindruck, dass der Grad der Organisiertheit im

Lager in den vergangenen Tagen noch weiter zugenommen hatte.

Jeder schien mit irgendeiner Aufgabe betraut und war mit Eifer dabei.

Nach fünf Tagen waren alle unsere Blessuren und größeren Verletzungen weitestgehend abgeheilt, was die aufgezwungene Untätigkeit langsam aber sicher unerträglich machte. Selbstverständlich versuchten wir weiterhin so gut es ging Pläne zu machen und die kommenden Ereignisse vorherzusagen, aber weder die Gesprächsfetzen unserer Bewacher noch die der zufällig am Zelt vorbeikommenden Passanten, die wir belauschen konnten, gaben uns Aufschluss über Geschehnisse irgendeiner Art.

Ich beobachtete von meinem Feldbett aus, wie Wanda nach ihren schnell und präzise ausgeführten täglichen Liegestützen damit begann, Mariam in den Grundbegriffen der Mathematik zu unterrichten.

Während ich den beiden zuschaute, fragte ich mich zum tausendsten Mal, was Ivan wohl von mir verlangen könnte, und vor allem *wann* das endlich passieren würde.

Mit Wanda hatte ich leise flüsternd die Situation mehr als einmal besprochen und wir waren uns inzwischen einig, dass ich versuchen sollte, den besten Handlanger abzugeben, den Ivan sich nur wünschen konnte.

Dadurch wollten wir nach und nach Privilegien und Vertrauen gewinnen, was es uns ermöglichen sollte, entweder zu einem von uns gewählten Zeitpunkt von hier zu fliehen oder es tatsächlich so weit zu bringen, dass wir Ivan überzeugen konnten, mit uns gegen Da Silva und seine Degenerierten vorzugehen. Die kleinen Ansiedlungen und Trümmergemeinden der neuen Welt hatten nur eine Chance gegen die Degs, wenn sie sich vorbereiten konnten, am besten unter einer vereinten Führung.

Einen Fluchtversuch zum jetzigen Zeitpunkt hielt keiner von uns für durchführbar. Wir wurden zu gut bewacht und das Risiko für uns, und vor allem für Mariam, wäre einfach zu groß.

Zwar hatte ich Ivan die Geschehnisse der letzten Wochen geschildert, aber er hatte sich nicht übermäßig interessiert gezeigt. Meinem Eindruck nach schien er auch zum Glück kein religiöser Mensch zu sein, wobei man das bei Typen wie ihm nie mit Sicherheit sagen konnte.

Das Buch, das *Evangelium der Neuen Welt*, hatte ich natürlich nicht mitgenommen, als ich losgezogen war, um die Medikamente zu besorgen.

Wanda bestätigte mir, dass es sich wohl noch in unserem Unterschlupf in der Sackgasse befinden musste, denn Ivans Jungs hatten sich nicht weiter mit Plünderungen aufgehalten,

nachdem sie Wanda überwältigt hatten.

«Du hast es also nicht verbrannt?»

«Nein. Du warst noch nicht fertig damit. Und es ist ein Beweis, mit dem es vielleicht einfacher ist, die Leute zu überzeugen, dass die Gefahr real ist. Dass die Degenerierten mit System handeln und nicht einfach nur irgendwelche unorganisierten Plünderer sind.»

Ich nickte.

Sie hatte Recht, und die Tatsache, dass sie diese Logik über ihre Impulse gestellt hatte, gefiel mir.

Wie auch immer, unser großes Ziel war es auf jeden Fall, Frankfurt spätestens im Frühjahr zu verlassen und uns in Richtung Vatikanstadt zu begeben, um ein Ende mit diesem wahnsinnigen Priester zu machen.

Nach allem, was wir mit den Degs erlebt hatten, stand es für uns nicht mehr zur Debatte, uns einfach nur ein warmes Plätzchen zu suchen und zu hoffen, dass uns nichts weiter passieren würde.

Was Mariam anging, waren wir uns uneinig. Wanda wollte sie mitnehmen, was ich sehr gut verstehen konnte, denn sie hatte schon zu viele Menschen verloren, während ich dem Gedanken den Vorzug gab, sie hier, vielleicht in der Obhut von Gustav - zwar in einer quasimonarchischen Gesellschaft, aber dennoch so sicher wie möglich - zurückzulassen.

Weder Wanda noch ich hatten einen Platz, an den wir gehörten und die einzige, trostlose Alternative zu unserem größtenwahnsinnigen, träumerischen Plan war es, irgendwie weiterzuleben und irgendwann, irgendwo, auf irgendeine Weise, früher oder später, zu Tode zu kommen.

Zu sterben, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie so viele vor uns.

Wenn man es genauer betrachtete, wollten wir dann aber doch zwei unterschiedliche Dinge. Wanda hatte unter den Degenerierten ungleich viel stärker gelitten als ich.

Sie wollte nicht nur die Gefahr durch die Degs neutralisieren.

Sie wollte Vergeltung.

Vergeltung für ihr eigenes Leid, für den Tod ihrer Eltern, für den Selbstmord von Thomas - und für alles andere.

Es war ein undurchdringliches Geflecht aus Schuldgefühlen und Rachegeleüsten, das Wanda antrieb.

Auch ich fühlte Zorn, aber mein Zorn war weniger persönlich, mein Bedürfnis gegen Da Silva vorzugehen von einer grundsätzlicheren, logischeren Natur und auf meinen Moralvorstellungen basierend. Und in stillen Momenten, wenn ich vollauf ehrlich zu mir selbst war, dann begriff ich, dass ich einfach nur irgendeinen Sinn in meinem Dasein suchte, und unter anderem deswegen Wandas Sache zu meiner machte.

In dieser kargen, hoffnungslosen Zeit konnte so etwas Destruktives wie der Plan, ein Attentat auszuführen, durchaus etwas sein, das Kraft zum Weitermachen gab, und Wanda und ich klammerten uns daran wie Ertrinkende an einen Strohhalm, auch wenn man das Wanda durch die stählerne Maske ihres Gesichtes hindurch niemals ansehen würde.

Aber bevor wir uns Da Silva widmen konnten, würden im Hier und Jetzt weitere Aufgaben zu meistern sein, und wir konnten bestenfalls erahnen, was die Welt um uns herum und vor allem, was der Ivan für uns bereithielt.

## Vorwelt II

### Toni



Toni hatte geheult vor Schmerzen. Der Mann hatte ihn schon wieder windelweich geprügelt. Er hatte keine Ahnung, wie er hieß, nur dass seine Mutter ihn von früher her kannte, aus ihrer Zeit in Rom, und dass er nicht - mit niemandem - über ihn sprechen durfte. Als seine Mutter ihm das eingebläut hatte, war ihr Gesicht so ernst gewesen, dass die Schläge eigentlich gar nicht nötig gewesen wären.

Als Toni gefragt hatte, wie er ihn nennen sollte, hatte er nur gesagt: *Nenn mich Azrael.*

Azrael war einfach irgendwann aufgetaucht und seitdem hatte er das Haus nicht ein einziges Mal verlassen. Toni wusste, dass Azrael der Name eines Dämons oder so etwas war. Es war ihm nicht unpassend vorgekommen, diesen Herrn so zu nennen. Azrael hatte einen merkwürdigen Akzent. Toni konnte ihn nicht direkt zuordnen, aber er glaubte nicht, dass es sich bei dem Mann um einen Italiener handelte. Seine Mutter schlug er auch, aber das störte Toni nicht besonders. Oft hätte er es selbst gerne getan.

Vorsichtig, um sich selbst nicht durch eine unbedachte Be-

wegung noch mehr Schmerzen zuzufügen, zog Toni seine Kleidung wieder an. Er musste sich immer ausziehen, wenn er im Keller geschlagen werden sollte.

Irgendwie seltsam.

Er glaubte nicht, dass der Mann dasselbe fühlte, wie es Toni tat, wenn er Lucas Schwestern beim Baden beobachtete. Die Nacktheit musste einen anderen Grund haben.

Überhaupt war der Mann sehr seltsam. Er las seltsame Bücher und hatte seltsame Ansichten, die er vehement vertrat, und es nicht duldete, wenn man ihnen widersprach. Für italienische Lebensart, für Fußball und die Kirche schien er nur Verachtung übrig zu haben. Normale Menschen bezeichnete er stets als Schafe, Pfarrer und die Kirche waren für ihn Lügner und ihr Lügengeflecht. Ständig sprach er von *Energie*, die freigesetzt werden musste.

Toni war sich nicht sicher, ob der Mann - Azrael - wirklich so viel schlauer war, als alle anderen, oder ob er einfach nur nicht ganz dicht war. Er war schon von Anfang an herrisch und gewalttätig gewesen.

Auch Tonis Mutter bekam das zu spüren. Anders als ihm jedoch, schien es ihr nicht viel auszumachen. Toni hatte sogar den Verdacht, dass es ihr gefiel, wenn sie ausgezogen und geschlagen wurde. Anders als bei Toni hatte dieses tägliche Ritual der beiden stets sexuelle Akte zur Folge.

Immer öfter befahl der Mann, dass Toni dabei zusehen sollte. Dass er versuchen sollte, die *Energie* zu sehen, die angeblich zwischen den beiden ausgetauscht wurde, während Azrael seine Mutter fickte. Danach jedes Mal die ewig gleiche Frage: *Hast du es gesehen? Sag, Toni, konntest du die Energie sehen?*

Toni wusste, welche Antwort der Mann sich erhoffte, aber *Ja* gesagt hatte er bislang noch nicht. Bislang hatte er gar nichts gesehen. Nada. Nichts außer dem striemenübersäten Arsch seiner Mutter und den groben Händen Azraels, die sich in ihr Fleisch krallten, während er sie von hinten stieß. Oft musste seine Mutter geknebelt werden, weil sie sonst zu laut geschrien hätte, entweder vor Schmerz oder vor Geilheit.

Bei Azrael war das anders. Er wirkte konzentriert. Murmelte vor sich hin. Er sah eher aus wie ein Mann, der eine besonders komplizierte und anstrengende Aufgabe zu lösen hatte. Oft malte er mit dem Blut von Ratten und Mäusen, von denen es im Keller mehr als genug zu fangen gab, seltsame Symbole auf den Körper seiner Mutter, bevor er sie nahm.

Als Toni sich fertig angezogen hatte, hörte er Azrael nach ihm rufen.

Es war wohl wieder so weit.

«Ich komme gleich!», rief Toni zurück. Er beeilte sich nicht. Azrael war so böse gewesen, weil Toni die Aufmerk-

samkeit des Dorfpredigers auf sich und seine Mutter - und damit auch auf Azrael selbst - gezogen hatte, dass er ihn besonders hart verprügelt hatte. Für einen Augenblick hatte Toni sogar so etwas wie Angst im groben, schlecht rasierten und seltsam dreieckigen Gesicht des Mannes erkennen können.

Wovor *der* wohl Angst haben könnte?

Ein Mann wie er, groß und stark, der sich als schlauer als alle anderen betrachtete?

«Beeile dich Toni, es ist wirklich wichtig!»

Das war die Stimme seiner Mutter gewesen. Es nervte Toni, dass sie alles gut fand, was Azrael tat. Ständig redete sie ihm nach dem Mund und wiederholte fast schon papageienhaft, was er predigte.

Ja, er predigte.

Wie der Pater.

Nur, dass es andere Dinge waren, die er sagte. Und wenn er nicht predigte, versuchte er, auf andere Art auf Toni einzuwirken. Azraels Lebensphilosophie nach musste man sich nehmen, was man wollte - egal wie groß das Risiko war. Nur ein solches Leben war eines *Gottgewordenen* würdig.

Gottgeworden.

Dieses Wort hatte Toni schon gestört, als er es zum ersten Mal im Zusammenhang mit Azraels Lebensphilosophie gehört hatte. Er gab sich den Namen eines Dämons und lehnte die

Kirche ab, bezeichnete sich selbst aber mit Begriffen, die von eben jener Kirche, die er als Lügengeflecht verunglimpfte, ersonnen worden waren.

Genau genommen hatte Azrael die Probleme, die Toni mit nach Hause gebracht hatte, zu einem guten Teil selbst verursacht.

Mit seinen ewigen Reden.

Du musst ein Raubtier sein.

Du darfst keine Reue kennen.

Du musst schlauer sein als die anderen und härter zuschlagen.

Fühle keine Schuld, für keines deiner Gelüste darfst du dich jemals entschuldigen.

Idiotisches Gewäsch, oder nicht?

Als er beim Abendessen erzählt hatte, wie er das Höschen von Lucas Schwester gestohlen und sich damit vergnügt hatte, hatte seine Mutter ihn gelobt. Azrael hatte nur gefragt:

«Wieso nimmst du kleiner Idiot den Schlüpfer, wenn du doch eigentlich das Mädchen willst?»

Dann hatte er Toni hart geohrfeigt. Als Toni erzählt hatte, dass Benno beim Fußball gefoult hatte, hatte Azrael gesagt:

«Er hat dich betrogen. Er hat dir den Sieg genommen. Gehe hin und nehme ihm, was ihm am meisten Freude macht.»

Dabei hatte er geschaut, als habe er gerade eine göttliche

Eingebung. So ähnlich war es auch mit Pietro und Fillipe gewesen. Dennoch kam es Toni nicht ungerecht vor, für das Auftauchen des Priesters blutig geprügelt zu werden, auch wenn es Azrael gewesen war, der Toni zu seinen Aktionen ermutigt hatte. Toni war einfach nicht gut genug gewesen.

Zwar hatte Toni alles irgendwie hinbekommen, was Azrael verlangt hatte, aber er war eben offensichtlich *nicht* schlauer gewesen als alle anderen. Andernfalls wäre dem Pfaffen ja nichts aufgefallen.

Toni stieg im Halbdunkel der seltsam riechenden Kerzen, die in kleinen Messingschalen auf den Stufen der Holztreppe brannten, aus dem Keller nach oben. Azrael hatte die Berichte, die Aufsätze von Tonis Intimfeinden im Ofen verbrannt, damit niemand mehr sie lesen konnte. Langsam und etwas zaghaft öffnete Toni die Tür zur Küche. Sie saßen am Tisch. Azrael zog Tonis Stuhl ein Stückchen nach hinten und täsichelte auf die Sitzfläche.

«Komm, Toni. Setz dich hin.»

Toni gehorchte zögernd. Er wusste, dass es selten etwas Gutes war, wenn Erwachsene diesen offiziellen Tonfall an den Tag legten. Argwöhnisch nahm Toni Platz und versuchte, dabei außer Reichweite von Azraels großen Händen zu bleiben. Die eigenen Hände faltete er unter der Tischplatte zusammen. Seine Mutter bemerkte es und sagte:

«Gib mir deine Hände, Schatz.»

Als Toni nicht reagierte, sondern sein Blick nur ängstlich zwischen den beiden Erwachsenen hin und her glitt, ergriff sie die Initiative und kam zu ihm herüber. Ihre Berührung war überraschend sanft, als sie seine Handgelenke nahm und schließlich ihre Hände die seinen umschlossen. Toni versuchte, sich seine Überraschung nicht anmerken zu lassen, als sie vor ihm in die Hocke ging, und, seine Hände haltend, tief in seine Augen sah.

«Azrael und ich haben die ganze Sache durchgesprochen. Du darfst diesen Kerlen nicht durchgehen lassen, was sie getan haben. Sie haben dir nicht nur verweigert, was du haben wolltest. Sie haben dich auch gedemütigt und dann darüber hinaus noch bei diesem elenden Pfaffen angeschwärzt. Dieses Spiel, Toni, musst du für dich entscheiden, hörst du? Sonst wird es auf ewig deine Energie binden und dein Leben überschatten. Vielleicht bist du noch zu jung, um das zu verstehen ... um zu verstehen, wie wichtig das ist ...»

Sie hatte Recht. Toni verstand nicht genau, was sie von ihm wollte. Aber eines verstand er langsam aber sicher, ohne zu wissen, wann genau ihn diese Erkenntnis ereilt hatte: Azrael hatte richtig gelegen. Er hatte nicht das Höschen gewollt, sondern das Mädchen. Er war nur zu feige gewesen. Er hatte beim Fußballspiel nicht gewinnen wollen. Er hatte die gegne-

rische Mannschaft vernichten wollen. Er war nur zu schwach gewesen. All das und mehr hatte er gewollt. Aber er hatte sich stattdessen besiegen und demütigen lassen.

«Toni, wenn du jemals ein Leuchtender, ein Gottgleicher werden willst, dann musst du zuschlagen, hörst du? Keine Milde. Keine Reue. Nur der Wille zu siegen. Du musst das absolute Recht in Anspruch nehmen, du selbst zu sein», mischte sich auch Azrael in das Mutter-Sohn-Gespräch. Toni sah in Azraels eingefallenes Gesicht. Die tief in den Höhlen liegenden Augen glühten von einem unheimlichen Feuer.

«Diesmal werde ich dir nicht dabei helfen. Ich werde dir keinen Rat geben. Du wirst es alleine schaffen und du wirst sie fertig machen. Nicht nur die Jungs. Auch der Pfaffe hat für seine Unverschämtheit einen ordentlichen Dämpfer verdient. Hast du gehört?»

Seine Stimme klang weich, kindgerecht auf perverse Weise. Die Drohung, die in ihr lag, konnte Toni mehr als deutlich wahrnehmen. Er sagte nichts. Er nickte nur.

«Gut. Ich glaube, du hast verstanden. Geh jetzt in dein Zimmer und schmiede deine Pläne.»

Toni gehorchte, allerdings nur träge und langsam. Er wollte nicht, dass Azrael dachte, dass er Angst vor ihm hatte.

«Gute Nacht Mutter. Gute Nacht Azrael.»

«Geh.»

Toni tat, was Azrael ihm befohlen hatte. Als er auf seinem Bett lag und an die Decke der kleinen Kammer starrte, die er bewohnen musste, seit der seltsame Mann so plötzlich bei ihnen eingezogen war, sah er die Gesichter von Benno, Luca, Pietro und Fillipe vor sich. Die Prügel, die sie ihm verpasst hatten, hatten körperlich nicht halb so weh getan wie das, was Azrael mit ihm anstellte, wenn er schlecht gelaunt war oder erreichen wollte, dass Toni eine bestimmte Lektion nicht vergaß. Trotzdem, das erkannte Toni jetzt, hatte ihm die Niederlage - die Machtlosigkeit - deutlich mehr zugesetzt. Azraels Schläge waren nicht voll Wut und Hohn und Spott gewesen. Sie waren nur sein Werkzeug. Und Azrael hatte Recht. Das dürfte Toni diesen Pissern nicht durchgehen lassen. Sie durften sich nicht überlegen fühlen. Er musste cleverer sein als sie. Er musste sie in Sicherheit wiegen. Sie durften nichts ahnen. Morgen würde er wieder in die Schule gehen.

Im Großen und Ganzen verliefen die folgenden zwei Wochen ruhig. In der Schule benahm Toni sich unauffällig und auch Luca, Benno und Pietro und Fillipe ignorierten ihn, so gut es ging. Lediglich der Pater zeigte Anzeichen von erhöhter Wachsamkeit. Ständig schien sein Blick auf Toni zu ruhen und wenn er das nicht tat, dann beobachtete er vor allem Benno mit Argusaugen. Die anderen Schüler schien diese ganze Angelegenheit kaum zu berühren. Einige mieden ihn, an-

dere, die von deren Gründen nichts wussten, drückten ihm ihr Mitgefühl ob der Fesselung an den Ochsen und der Prügel aus, was er mit teilnahmsloser Miene über sich ergehen ließ, aber die allermeisten benahmen sich schlicht und einfach so wie immer.

In dieser Zeit verabredete Toni sich sogar zweimal mit anderen Kindern, um zu lernen. Diese Nachmittage verliefen ruhig, konzentriert und freundlich. Aber in Toni brodelte es noch. Die Schmach ließ ihm keine Ruhe. Und auch Azrael tat sein Übriges. Es war nicht so, dass er Toni direkt unter Druck setzte, aber wenn sie im selben Raum waren, beobachtete er ihn mit seinen dunklen und doch irgendwie glutartigen Augen mindestens so intensiv, wie der Pater es im Unterricht tat. Das allerdings kam etwas seltener vor als sonst, da Azrael sich immer öfter in sein Zimmer zurückzog.

Er würde dort *Studien* betreiben, sagte er. Toni hatte einmal, als Azrael die Zimmertür versehentlich offen stehen gelassen hatte, gesehen, dass er dort stapelweise Bücher hatte. Die hatten Tonis Neugier geweckt und er wünschte sich, dass der Mann wenigstens ab und zu das Haus verlassen würde, damit er einen Blick ins Zimmer und auf die Schriften werfen konnte, die sich dort befanden.

Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Azrael blieb, wo er war und so hatte Toni keinen Grund, an dessen Aussage zu zwei-

feln. Mehr als einmal hatte Azrael ihm in den Naturwissenschaften ausgeholfen und schien sich gut auszukennen. Bei diesen Gelegenheiten hatte Toni überrascht festgestellt, dass der seltsame, böartige und gewalttätige Mann ein überraschend guter Lehrer war. Daraufhin hatte Toni versucht, seinen Worten mehr Gewicht beizumessen. Dass er ihm jetzt nicht dabei helfen wollte, für einen Ausgleich zwischen Toni und den Jungs und dem Pater zu sorgen, schien zu bedeuten, dass Toni mit dieser Aufgabe geprüft werden sollte.

*Nun gut, dachte Toni, soll er mich doch prüfen.*

Beim Fußballspielen hielt er sich zurück und blieb meistens freiwillig auf der Bank. Im Unterricht war er still und folgsam und so unauffällig, wie er konnte. In seinem Kopf jedoch drehten sich die Rädchen. In seinen Tagträumen sah er sich triumphierend mit nach oben gerissenen Armen über seinen am Boden liegenden Peinigern stehen. Je öfter Toni diesen Tagtraum hatte, desto verwüsteter sahen die Körper seiner besiegten Gegner aus und desto mehr dunkles, rotes Blut rann von seinen Händen über seine Unterarme hinab nach unten und tropfte auf den vom imaginären Kampf aufgewühlten Boden.

Ja, das war es, was er wollte. Was er mit all seiner Seele wollte. Nur - wie sollte er dieses Ziel erreichen?

So gerne er sich auch geistig innerhalb seiner Allmachtsfan-

tasien bewegte, so wusste er doch, dass die Idee, seine Peiniger an einen abgelegenen Ort zu locken und sie dort in so etwas wie einem großen Endkampf zu besiegen, utopisch war. Und dann gab es da auch noch Pater Bianchi. Wie sollte er ihm beikommen?

Abgesehen davon hatte Azrael nicht ausdrücklich verlangt, dass er sie tötete. Einen *Dämpfer* sollte er ihnen verpassen. Je länger Toni darüber nachdachte, desto sicherer wurde er sich, dass er selbst mit einem *Dämpfer* nicht zufrieden sein würde.

Es musste etwas Großes sein.

Etwas Glorreiches.

Er musste an das tapfere Schneiderlein denken. Ein Märchen, das seine Mutter ihm hin und wieder vorgelesen hatte, als er noch klein gewesen war.

Sieben auf einen Streich.

Fünf in seinem Fall.

Wenn das Schneiderlein sieben schaffte, dann musste es ihm doch auch irgendwie gelingen, fünf zu erledigen.

Vielleicht mit Gift?

Oder ein Verkehrsunfall?

Nein. Das war Quatsch.

Zwei Wochen lang überlegte Toni weiter, aber so wirklich wollte ihm keine seiner Ideen geeignet erscheinen.

Vielleicht könnte ich ...

So verging die Zeit, und Toni kam es vor, als wären die Stunden und Tage deutlich länger geworden als früher. Irgendwann war die zweite Schulwoche seit dem Besuch des Paters zu Ende gegangen und das Wochenende stand vor der Tür. Samstag verließ Toni zeitig das Haus. Noch immer hatte er keinen konkreten Plan gefasst, wie er seine Prüfung bestehen und sich Azraels Respekt verdienen sollte. Er hoffte, dass er im Laufe des Tages eine Lösung für dieses Problem finden würde. Um auf andere Gedanken zu kommen, überlegte er, ob er zum See laufen sollte. Vielleicht wären ja Luca und seine Schwestern wieder da. Enttäuscht stellte Toni wenig später fest, dass dies nicht der Fall war. Missmutig suchte er eine geschützte Stelle, setzte sich und ließ seine Füße im kristallklaren Wasser baumeln. Der Fußmarsch war zwar nicht besonders lang gewesen, aber dennoch tat ihm das kalte Wasser gut und erfrischte ihn. Nachdem er sich auf diese Weise etwas erholt hatte, machte sich Unruhe in ihm bereit. Schon wieder.

Er stand auf, zog seine Socken und Schuhe wieder an und machte sich auf den Weg zurück ins Dorf.

Als Toni bereits zehn Minuten gelaufen war, blieb er abrupt stehen. Die Härchen an seinen Armen hatten sich aufgerichtet. Er drehte sich um. War da jemand? Ein Rascheln von Blättern. Das leise Knacken eines kleinen Zweiges. Eine verschwommene Bewegung am Rande seines Sichtfeldes, zwanzig

Meter entfernt. Jemand war von dem kleinen Kiespfad hinunter ins Unterholz gehuscht, um nicht von ihm entdeckt zu werden. Toni ging weiter. Eine Minute. Zwei Minuten. Drei Minuten. Dabei lauschte er angestrengt nach hinten. Er war sich jetzt sicher, dass er verfolgt wurde.

Bald würde der Weg einen beinahe rechtwinkligen Knick machen, überlegte Toni. Mit seinem Vorsprung von zwanzig Metern würde er dann für einige Momente aus dem Blickfeld seines Verfolgers verschwinden. Diesen Moment wollte er abpassen, sich, wie sein Verfolger gerade eben, ins Unterholz schlagen und dort versteckt auf die Lauer legen. Er wollte wissen, wer es war, der ihm nachschlich.

Toni fand es merkwürdig, dass er in diesem Moment nicht wie in der Hitze des schicksalhaften Fußballspieles von Adrenalin durchflutet wurde. Nein, es war eher eine kalte Art von Wut, die sich in ihm breitmachte. Als der richtige Zeitpunkt gekommen war, setzte Toni seinen Plan in die Tat um.

Anders als seinem tollpatschigen Verfolger gelang es ihm, dabei keinen unnötigen Lärm zu machen. Er verbarg sich hinter dem dicken Stamm eines Baumes und wartete. Er konnte hören, wie die leisen Schritte seines Verfolgers langsam näher kamen. Während er sich auf die Geräusche konzentrierte, wunderte sich erneut ein Teil von ihm, wie ruhig sein Herz schlug. Sein Blick fiel auf einen knorrigen Ast, der

aus einem Farn herausragte. Der kam ihm gerade recht. Sollte er ihn jetzt an sich nehmen? Würde der andere das Geräusch hören? Die Entscheidung wurde ihm abgenommen, als ein Flugzeug in geringer Höhe über ihn hinweg flog. Er nutzte die Gelegenheit. Das Dröhnen der Motoren verbarg sein Tun vor den Ohren seines Verfolgers. Es überlagerte das leise Rascheln und der knorrige Ast lag beruhigend schwer in Tonis Händen.

Allerdings konnte Toni nun auch die Schritte seines Verfolgers nicht mehr hören. Er wartete. Erst als der Motorenlärm langsam verklang, lugte er um den Stamm des Baumes herum, der ihn vom Weg abschirmte. Es war Benno. Und er war schon ungefähr fünfzehn Meter an Tonis Versteck vorbeigegangen.

Benno.

Dieses Arschloch.

Und dämlich noch dazu. Er lief einfach weiter, drehte seinen Kopf nach links und dann wieder nach rechts und hatte noch nicht bemerkt, dass Toni sich jetzt in seinem Rücken befand. Toni wägte seine Optionen ab. Er würde wohl oder übel auf den Weg zurückmüssen, wenn er nicht wollte, dass Benno seinen Vorsprung weiter ausbaute und wenn er ihn nicht durch Blätterrascheln auf sich aufmerksam machen wollte. Er setzte seine Schritte sorgsam. Der leuchtend weiße Stoff von

Bennos T-Shirt war wie eine Zielmarkierung für Toni.

Der Abstand zwischen Jäger und Beute verringerte sich quälend langsam.

Noch fünf Schritte.

Noch vier.

Noch drei.

Noch zwei.

Toni holte weit über Kopf aus. Der Ast fühlte sich gut an. Stark. Gleich würde er ihn auf Bennos Hinterkopf niederfahren lassen. Beim letzten Schritt stieß Toni mit dem Fuß ein kleines Steinchen an, das etwas größer als die anderen war, die den Belag des Kiesweges bildeten. Erschrocken machte Benno einen Satz nach vorn und drehte sich um.

Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, als sein Blick zuerst auf den hoch erhobenen Ast in Tonis Hand und dann auf dessen Gesicht fiel. Sein Mund wollte sich zu einem erschrockenen Schrei öffnen, da schlug Toni zu.

Bennos Ausweichbewegung kam zu spät, um dem Treffer ganz zu entgehen, dennoch rettete sie ihm das Leben. Anstatt ihn von oben direkt auf den Kopf zu treffen, streifte das knorrige, schwere Holz seine Wange und riss sie auf. Ein erstickter Schmerzenslaut entrang sich seiner Kehle. Der Schmerz sorgte auch dafür, dass die Schockstarre von dem Jungen abfiel. In Panik wandte er sich um und begann zu rennen. Der

Schwung des Schlags hatte Toni für einen Moment aus dem Gleichgewicht gebracht. Bis Toni sich wieder gefangen hatte, hatte Benno schon einige Schritte Vorsprung gewonnen und rannte. Während er sich die blutige Wange hielt und Äste in sein Gesicht peitschten, als er sich ins Unterholz schlug, baute er seinen Vorsprung weiter aus.

Jetzt setzte auch Toni sich in Bewegung und begann ebenfalls zu rennen. Synchron mit dem Schwung seiner Arme tauchte das blutige Ende seiner Waffe immer wieder für den Bruchteil einer Sekunde rechts in seinem Blickfeld auf. Einen Moment lang war Toni versucht, innezuhalten und mit der Zungenspitze das nasse Rot von dem Stock zu lecken. Er widerstand dem Impuls. Er musste Benno kriegen. Bennos weißes T-Shirt war wie ein Leuchtf Feuer für Toni. Es schimmerte und blitzte vor seinen Augen durchs Unterholz und wies ihm den Weg. Es kam Toni sehr zupass, dass sein erster Schlag Benno in eine urtümliche Angst, ja, in Panik versetzt hatte.

Benno rannte in einer geraden Linie immer tiefer in den Wald hinein. Weder schlug er Haken noch versuchte er, taktische Entscheidungen zu treffen. Es war die Flucht eines waidwunden Tieres. Eines Tieres, das langsamer war als sein fiebernder, tollwütiger Jäger. Toni verringerte den Abstand zwischen Benno und sich immer weiter. Ein Teil von ihm wunderte sich darüber, dass Benno nicht um Hilfe schrie. Dieser

Teil fand dafür zwei mögliche Erklärungen. Entweder hatte der Schlag ihm den Kiefer gebrochen oder aber, Benno konnte einfach nicht glauben, dass er wirklich in Lebensgefahr war. Vielleicht dachte er, dass Toni ihn lediglich verprügeln wollte.

Da hatte er sich geirrt.

Erst als Toni diese Gedanken in seinem Kopf ausformuliert hatte, wurde er sich selbst bewusst, dass er den anderen Jungen heute töten würde. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ihn lediglich der Wunsch angetrieben, ihm weh zu tun. Das war jetzt anders. Er wollte dieses ekelhaft weiß-leuchtende T-Shirt mit Bennos Blut tränken.

Wie Blitze durchzuckten Erinnerungsbilder Tonis Hirn während er rannte und sein eigenes Seitenstechen nur ganz weit hinten und seltsam dumpf wahrnahm. Erinnerungen daran, wie er das Fohlen getötet hatte. Wie die Klinge des Beils durch das Fell hindurch in das Fleisch des jungen Tieres geglitten war. Die Panik in den großen, braunen Augen. Wie es im Todeskampf mit den dürren Beinchen gestrampelt hatte. Seine eigene Erregung, als er all das beobachtet hatte. Das Machtgefühl. Dann die Stute. Wie die Stöcke in sie gefahren waren. Wie Azraels Schwanz in seine Mutter.

Toni bemerkte, dass er auch jetzt erregt war. Eine ganze Minute lang führte Tonis Körper mechanisch die Bewegungen

aus, die zur Verfolgung notwendig waren. Dann stürzte Benno über eine Wurzel und schrie auf.

Als Toni sich vor ihm aufbaute, hatte er mit beiden Händen seinen linken Knöchel umschlungen und wimmerte, während er mit weit aufgerissenen Augen in Tonis Gesicht starrte. Es war Toni, als sollte er etwas sagen, so, als sollte er die Angelegenheit mit einer großen Geste abschließen.

Es wollte ihm nichts einfallen.

Er schlug einfach nur zu.

Wieder und wieder und wieder.

Er färbte Bennos T-Shirt rot, so wie er es gewollt hatte. Irgendwann war er fertig. Ihm war etwas schwindelig und er setzte sich vor dem toten Körper auf den weichen, duftenden Waldboden. Vögel begannen zaghaft, wieder zu zwitschern. Er betrachtete Benno. Gesicht und Kopf waren schrecklich deformiert. *Wie hässlich man auf einmal ist, wenn man keine Zähne mehr im Kiefer hat und ein Auge fehlt*, dachte Toni. Dann streckte er sich lang aus und sah an den Ästen der über ihm aufragenden Bäume vorbei in den Himmel hinauf. Während die Wolken über ihm vorbei zogen, horchte er in sich hinein.

Er fühlte sich gut.

Ruhig.

Zufrieden.

Und er hatte eine Erektion.

Als er damit fertig war, die Leiche zu beschmutzen, wie er das Höschen von Lucas kleinster Schwester beschmutzt hatte und wie Azrael seine Mutter beschmutzte, zog er sich seine Hose wieder hoch, richtete sich auf und klopfte sich Dreck und Tannennadeln aus der Kleidung. Dabei fiel sein Blick auf seine Hände. Blutverschmiert. Er würde warten müssen. Warten, bis es dunkel war. So konnte er unmöglich durchs Dorf hindurch nach Hause gehen. Dem Stand der Sonne nach zu urteilen, war es ungefähr Mittagszeit. Wieder schaute er auf Bennos Körper. Toni hatte ihn ausgezogen und auf den Bauch gedreht. Bis heute Abend hatte er noch viel Zeit, sich mit ihm zu beschäftigen.

Er war sich sicher: Hier, mitten im Wald würde ihn niemand dabei stören.



Wieder und wieder fuhr Azraels Gürtel auf Toni nieder, traf jede Stelle seines nackten Rumpfes. Wie immer achtete er darauf, dass keine Spuren im Gesicht oder an Armen und Händen zurückblieben. Toni hatte keine Schmerzen. Zu zufrieden

war er mit sich, zu berauscht von dem, was er getan hatte. Auch wusste er, dass Azrael ihn nicht dafür bestrafte, dass er getötet und sich ausgelebt hatte, sondern für die unvorsichtige, ungeplante Art und Weise.

Der Mann und seine Mutter hatten bereits auf ihn gewartet, als er nach Einbruch der Dämmerung nach Hause geschlichen war. Toni hatte buchstäblich fühlen können, wie ihre Blicke über sein Gesicht, seine blutbeschmutzte Kleidung und seine nicht minder verräterischen Hände geglichen waren. Er hatte ihnen nicht erklären müssen, was er getan hatte. Azrael hatte lediglich wissen wollen, wer sein Opfer gewesen war.

«Benno.»

Das war das einzige Wort gewesen, das Toni gesagt hatte, bevor er sich auf seinen Stuhl am Küchentisch gesetzt hatte und mit einem ihm unerklärlichen Heißhunger das bereits erkaltete Abendessen in sich hineinstopfte. Schweigend sahen ihm die beiden Erwachsenen zu. Erst, als Toni noch eine zweite Portion restlos vertilgt hatte, hatte Azrael begonnen Fragen zu stellen. Als Toni alle seine Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, war der Mann aufgestanden. Er schien verärgert. Dann hatte er, zum ersten Mal, seit er hier war, im Schutze der Dunkelheit das Haus verlassen.

Vier Stunden später war die Tür zu Tonis kleiner Kammer aufgefliegen und Azrael hatte ihn in den Keller zitiert, wo er

ihn zu bestrafen pflegte. Das Schlagen hatte Azrael wortlos begonnen, nachdem er Toni befohlen hatte, sich auszuziehen. Als der Mann endlich von Toni abließ, konnte dieser sehen, dass sein Gesicht schweißüberströmt war.

«Du darfst jetzt aufstehen.»

Toni erhob sich vorsichtig und langsam aus seiner knien- den, vornübergebeugten Position und sah Azrael erwartungs- voll an. Normalerweise wurde Toni nach einer solchen Tracht Prügel auf sein Zimmer geschickt, aber heute war es anders. Der Blick des Mannes glitt über Tonis nackten, striemenbe- deckten Körper. Mit einer blassroten, belegten Zunge fuhr Az- rael sich über seine fleischlosen Lippen.

«Weißt du, warum ich dich geschlagen habe? Weil du nicht nachgedacht hast. Nicht einmal die Leiche dieses dämlichen Balgs hast du versteckt. Nicht einmal mit Ästen abgedeckt. Du hast ihn einfach so liegen lassen. Und ich musste dir hin- terherräumen. Ich darf hier nicht gesehen werden. Was denkst du denn, warum ich das Haus nicht verlasse? Du hast uns alle in Gefahr gebracht. Zum zweiten Mal, wohlgemerkt. Aber ich bin trotzdem stolz auf dich, Toni.»

Ein merkwürdiges Flehen lag jetzt in Azraels Blick.

«Als du es getan hast, hast du da die Energie gefühlt, die du freigesetzt hast?»

Azraels glühende Augen bohrten sich jetzt direkt in Tonis

Gehirn.

«Nein, hast du nicht. Ich kann es dir ansehen. Wie schade. Was für eine Verschwendung von Potenzial. So viel kostbare Kraft, die du entfesselt hast, und du hast sie einfach so in den Kreislauf zurückkehren lassen, ohne sie für dich zu nutzen. Aber vielleicht erwarte ich auch zu viel von dir. Du bist noch zu jung, um die dunklen Mysterien zu begreifen. Aber vielleicht ...»

Azrael brach die Musterung ab. Enttäuschung hatte sich in seinem Gesicht breitgemacht.

«Ach, vergiss es. Ich bin vielleicht zu ungeduldig. Komm mit.»

Der Mann führte Toni ins Schlafzimmer seiner Mutter. *Er muss es mit ihr abgesprochen haben*, dachte Toni, als er sie, ebenfalls nackt, auf dem Bett liegen sah. Es war offensichtlich, dass sie die beiden erwartet hatte.

«Setz dich dahin.»

Azrael zeigte auf einen schäbigen Holzstuhl in einer Ecke des Zimmers. Toni gehorchte. Dann begann Azrael seine Mutter zu benutzen. Es dauerte lange und er beschmutzte sie oft. Und alle paar Minuten fragte er Toni, ob er nun endlich die Energie sehen könne. Toni konnte es nicht, und nachdem Azrael sich zum siebten Mal in irgendeine Öffnung seiner Mutter ergossen hatte, die das Geschehen schamlos genoss, und Toni

die ewige Frage zum wiederholten Male verneint hatte, reichte es Azrael schließlich.

«Das ist wohl genug für heute. Du wirst es schon noch lernen, Junge. Ich habe die Überreste übrigens in einen alten Silberstollen gebracht. Stillgelegt. So schnell wird die Leiche wohl nicht gefunden werden. Mir ist dabei übrigens eine Idee gekommen, wie wir diese Angelegenheit mit dem Pfaffen und den drei übrigen Jungs ein für alle Mal abschließen können.»

Dann begann Azrael, es Toni zu erklären.

Am nächsten Tag, dem Sonntag, kam Azrael nicht aus seinem Studienzimmer heraus. Toni sprach mit seiner Mutter hin und wieder über Belangloses, auch wenn sie gar nicht so recht anwesend zu sein schien. Genau genommen schien sie schon seit einigen Monaten nur am Leben zu sein, wenn Azrael in ihrer Nähe war und mit ihr Energie freisetzte.

*Humbug*, dachte Toni. Sie verrichtete zwar die Hausarbeiten mit einer gewissen Routine, so ganz da war sie aber nicht.

Was Toni erst jetzt auffiel, war die Tatsache, dass ihre Saufexzesse immer seltener wurden. Nicht einmal daran hatte sie noch Spaß. Azrael hatte sie verändert. Ob zum Guten oder zum Schlechten - das konnte Toni nicht sagen. Immer noch tat ihm alles weh, aber er schwelgte in Erinnerungen. In Erinnerungen an seine Tat und den daraus resultierenden erotischen Fieberträumen.

Als er am nächsten Tag in die Schule kam, beachtete ihn niemand. Die ganze Klasse und der Pater befanden sich in heller Aufregung. Bennos Platz würde leer bleiben, freute sich Toni, und niemand konnte etwas dagegen tun. Auch nicht der Pater. Dessen rot geäderte Augen wirkten müde und besorgt. Er schleppte sich mehr durch den Unterricht, als dass er ihn aktiv gestaltete, machte unpassende Pausen und Fehler beim Vorlesen der Texte und beim Vorrechnen der mathematischen Aufgaben und immer wieder sah er sorgenvoll aus dem Fenster, ganz so, als hoffe er, dass Benno über den Schulhof spazieren und doch noch am Unterricht teilnehmen würde.

Kaum einer der Schüler folgte der Karikatur von Bildungsvermittlung, die der Pater ihnen an diesem Tag angedeihen ließ. Sie tuschelten und flüsterten leise und besorgt miteinander und Toni erging sich freudig darin, die Sorgenfalten im Gesicht seines Lehrers tiefer und tiefer werden zu sehen, je mehr Zeit verging, ohne dass Benno auftauchte. Natürlich hatte es sich in dem kleinen Ort herumgesprochen, dass das Arschloch am Samstagabend nicht wie üblich von seinem Ausflug zurückgekommen war. Bereits am Sonntag, so erfuhr Toni in den leisen, geflüsterten Gesprächen von seinen Banknachbarn, die er belauschte, waren einige Eltern und Kinder und andere Erwachsene losgezogen, um nach Benno zu su-

chen.

Niemand hatte ihn oder auch nur eine Spur von ihm entdecken können.

*Ja, Pfaffe. Dein Spion ist aufgefliegen.*

Toni grinste, und ruhig erwiderte er den Blick des Paters, als dieser später am Vormittag durch den Klassenraum immer wieder in seine Richtung starrte. Er versagte es sich, ihm zuzuwinkern. Das wäre etwas zu viel des Guten gewesen. Aber der Pater hatte begriffen, dass etwas passiert war, etwas Schreckliches, und dass Toni damit zu tun hatte. Was er nicht wusste, war, dass Azrael, als er Bennos Leiche fortgeschafft hatte, den Zettel, den der Pater Benno hatte zukommen lassen, gefunden hatte. Der dämliche Pfaffe hatte Benno gebeten, sich vor Tonis Haus auf die Lauer zu legen und jeden Schritt, den Toni tun würde, zu verfolgen und nach *dem fremden Mann* Ausschau zu halten. *Im Grunde ist also der Pater Schuld an Bennos Tod*, grinste Toni erneut in sich hinein. Er würde es ihm noch sagen. Aber noch war es nicht so weit.

Bald kam die Zeit für die große Pause. Wenn sonst Ball gespielt oder sich gerauft wurde, um überschüssige Energie abzubauen, und gelacht oder gestritten, so war es jetzt auf dem Schulhof gespenstisch ruhig. Toni hielt sich abseits und beobachtete die Grüppchen von Schülern, die sich wie von selbst zusammengefunden hatten, aus einigem Abstand.

### *Kleintiere.*

Er war sich nicht sicher, ob dieses Wort seinen eigenen Gedanken entsprungen war, oder ob er es von Azrael übernommen hatte. Als die Schulglocke das Ende der Pause signalisierte und Toni hineingehen wollte, wurde er an der Schulter gepackt.

Der Pater war hinter ihn getreten und hielt ihn jetzt mit eisernem Griff fest.

«Was hast du mit Benno gemacht? Was weißt du? Wo ist der Junge? Rede, Toni, rede!»

Obwohl die Finger des Paters sich tief und schmerzhaft in seine Schulter gruben, erwiderte Toni dessen Blick mit einer Arroganz und Gelassenheit, wie sie einem Dreizehnjährigen nicht zustanden. Sie wirkten einfach falsch. Betont langsam ließ Toni seinen Blick wegwandern, weg vom Gesicht des Priesters und hin zu dessen Händen.

Als der Pater sich klar wurde, dass er im Begriff war, eine Szene zu machen, wenn nicht sogar einen schweren Fehler zu begehen, ließ er Toni los.

«Toni, bitte! Es ist noch nicht zu spät. Ich weiß von dem Mann bei euch zu Hause. Bedroht er dich? Ich kann dir helfen Toni. Dir und deiner Mutter. Aber dazu musst du mit mir reden, verstehst du?»

Toni hörte die Worte, die aus dem Mund des Priesters ka-

men, aber ihr Inhalt hatte keinerlei Bedeutung für ihn. Das Dorf, die Schule, ja die ganze Welt hatte keine Bedeutung mehr für ihn. Was diesen seltsamen Leuten um ihn herum so wichtig schien, was ihr Handeln, ihr Leben bestimmte - all das interessierte Toni nicht mehr. Ihn beschäftigten nur noch die Erinnerungen an seine Tat und die Lust, die er dabei empfunden hatte, und sein Bemühen, sie so lange wie möglich frisch zu halten, so dass er sie genießen und sich an ihnen laben konnte.

Und während er den Pater mit ausdruckslosen, toten Augen anstarrte, bis dieser seine Ansprache entnervt abbrach, wurde ihm noch etwas klar: Er würde es wieder tun müssen. Er würde es wieder tun *wollen*. Auch nachdem er die Sache mit Luca, Pietro, Fillipe und dem Pater erledigt haben würde. Azraels Plan war ziemlich gut. Aber heute war es noch nicht an der Zeit. Sollten die Lämmer sich ruhig weiter Sorgen machen und sich auf der Suche nach Benno aufreiben. Dann würden sie ihn wenigstens in Ruhe lassen.



Wie sehr er sich mit dieser Annahme geirrt hatte, stellte

sich im Morgengrauen des nächsten Tages heraus. Wütendes Klopfen und die Rufe der Polizei rissen Toni aus dem Schlaf.

«Wir haben einen Durchsuchungsbefehl! Öffnen Sie sofort die Tür!»

Er warf die Decke ab und glitt aus dem Bett hinaus zum Fenster, um nach draußen auf die Straße zu spähen. Fünf uniformierte Beamte hatten sich dort aufgebaut. Einer hielt einen schweren Rammbock aus Metall in Händen und die anderen hatten ihre Pistolen gezogen. Hinter den Uniformierten standen der Pater, der dämliche Ortsvorsteher Costa und ein weiterer Mann, den Toni nicht kannte. Er trug einen billig wirkenden Anzug und die Krawatte wehte locker und schlampig über seinem kaffeefleckigen, cremeweißen Hemd.

Aus dem Schlafzimmer konnte Toni die hysterischen Schreie seiner Mutter hören. Schrill und hoch und überdreht. Dann das Klatschen von Azraels Hand in ihrem Gesicht, als er das Geschrei beendete. Dann Poltern, Türenschnellen und Knarren auf der Treppe. Schnelle Schritte. Ängstliche Schritte. Und doch irgendwie zögernd. Dann die zitterige Stimme seiner Mutter, wie sie durch die geschlossene Tür hindurch nach draußen rief.

«Einen Moment bitte. Ich mache gleich auf. Nur einen kleinen Moment.»

Der Pater und der Mann im Anzug kamen einige Schritte

näher heran. Beide sprachen gleichzeitig, als sie dem Polizisten, der den schweren Rammbock hielt, Anweisung gaben, die Tür aufzubrechen. Der Mann trat vor und Toni konnte ihn nicht mehr sehen. Dann ein dumpfes Krachen.

Einmal.

Zweimal.

Dreimal.

Das Bersten von Holz. Noch mehr hysterisches Geschrei von seiner Mutter. Dann brüllten die Polizisten durcheinander und die Schritte schwerer Stiefel polterten durchs Haus. Tonis Gedanken rasten. Überschlugen sich geradezu.

Hatte seine Mutter die blutverschmutzte Kleidung, die er getragen hatte, als er Benno erledigte, schon gewaschen?

Würde man ihn verhaften?

Er war erst dreizehn. Sie konnten ihn doch nicht verhaften, oder?

Das Lärmen der Beamten, das Geschrei seiner Mutter und das hölzerne Krachen, als Möbel umgeworfen wurden, hinderten ihn daran, diese Gedanken weiter zu denken. Er legte sich zurück ins Bett und zog sich die Decke über den Kopf. Wenn der Pfaffe dachte, dass Toni ein Opfer war, das Hilfe brauchte, konnte es nur von Vorteil sein, genau so zu wirken. Mit einem Mal hörte das Poltern schlagartig auf und für eine oder zwei Sekunden erhob sich Azraels wütende Stimme.

«Ihr kriegt mich nicht, ihr verdammten ...»

Beinahe gleichzeitig krachten drei Schüsse. Danach wurde unten nicht mehr gepoltert.

Die Stille war beinahe gespenstisch.

Gespenstisch und endgültig.

Irgendwann knarrte die Treppe, die nach oben führte, unter den schweren Schritten mehrerer Männer und die Tür wurde geöffnet. Toni hatte sich die Decke bis über die Nase hochgezogen, so dass nur seine Augen hervorlugten. Es waren der Mann im Anzug, der Pater und ein weiterer Polizeibeamter in Uniform, die sein Zimmer betraten und sich mit bleichen, betroffenen wirkenden Gesichtern vor ihm aufbauten.

«Francesco Santoro ist tot. Du hast nichts mehr zu befürchten, Junge!»

Es war der Mann im Anzug mit der schlampigen Krawatte, der sprach.

«Ihr habt wahnsinniges Glück gehabt. Du und deine Mutter. Der Mann wurde in ganz Italien wegen mehrfachen Mordes gesucht. Er war ein Wahnsinniger und ihr könnt von Glück sagen, dass ihr noch am Leben seid. Deine Mutter wird zwar noch einiges zu erklären haben, aber ich denke, das Schlimmste für euch ist jetzt vorbei.»

Toni sagte kein Wort, während die Gedanken in seinem Gehirn durcheinanderwirbelten. Aber ein Teil von ihm war in

der Lage, den Worten des Polizisten zu folgen, als dieser berichtete, was er über Azrael wusste.

Francesco Santoro.

Auftragsmörder.

Todesengel.

Ganze Familien hingerichtet.

«Aber jetzt ist er tot und die Gefahr für dich und deine Mutter ist vorüber. So wie ich die Sache sehe, habt ihr Pater Bianchi euer Leben zu verdanken. Zuerst habe ich ihm nicht geglaubt, aber dann habe ich Santoro durchs Fenster gesehen. Verdammter Scheißkerl. Nett von ihm, dass er sich widersetzt hat.»

Der Bulle erhob sich aus seiner knienden Haltung, warf Toni einen letzten Blick zu und wandte sich um, um den Raum zu verlassen.

«Halt, Herr Kommissar», hob der Pater, der die ganze Zeit über still in einer Ecke von Tonis kleiner Kammer gestanden und mit blassem Gesicht zugehört hatte, seine Stimme.

«Was ist mit den vermissten Jungen. Was ist mit Benno? Wollen Sie Toni denn nicht verhören, wie wir es besprochen haben?»

«Doch, natürlich, auch wenn ich nicht glaube, dass da ein Zusammenhang besteht. Später. Jetzt will ich erst einmal sicherstellen, dass die Leiche aus dem Haus geschafft wird, da-

mit Frau Da Silva und ihr Sohn sich wieder halbwegs unbefangen bewegen können.»



Das Verhör fand auf der Polizeiwache statt. Eigens dafür hatte der Pater einen Vertretungslehrer aus der Nachbargemeinde kommen lassen und Toni und seine Mutter in einen klapprigen VW gepfercht und war mit ihnen zum Gebäude der Mordkommission in Bologna gefahren. Dort wurden sie vom Kommissar erwartet und mit Kaffee und Keksen bewirtet. Tonis Mutter übernahm das Reden. Mit gebrochener, weinerlicher Stimme berichtete sie, wie Azrael - Francesco Santoro - eines Nachts an ihre Tür geklopft hatte und alles, was danach passiert war. Warum er gerade Frau Da Silva ausgesucht hatte, konnte sie auch nicht sagen, nur dass sie früher - viel früher, kurz nach ihrer gemeinsamen Schulzeit - einmal eine Affäre gehabt hatten. Vermutlich habe Azrael schlicht und einfach nicht gewusst, wo er sonst hätte hingehen sollen, nachdem es ihm in Rom zu heiß geworden war.

Nachdem die ersten Angaben zu den Geschehnissen im Haus der Da Silvas aufgenommen worden waren, ließ der

Kommissar, der vor Mitgefühl geradezu triefte und mit Tonis Mutter zu flirten schien, einen Arzt und einen Fotografen kommen, die die Spuren der Misshandlungen, die Toni und seine Mutter erlitten hatten, begutachten und dokumentieren sollten. Toni musste sich zusammenreißen, damit er nicht kicherte, als er in die betroffenen Gesichter dieser Idioten schaute, während er in einem Nebenraum seine Kleidung ablegte.

Der Kommissar und der Pater stellten dann abwechselnd ergänzende Fragen, aber die meiste Zeit über hörten sie Tonis Mutter nur schweigend zu, während eine junge Protokollantin mit hübschen Beinen, wie Toni bemerkte, alles abtippte, was in dem lichtdurchfluteten Raum gesagt wurde. Irgendwann wurde das Verhör mit der Bemerkung beendet, dass es für heute genug gewesen sei, aber noch weitere Fragen zu klären wären, und der Pater fuhr mit Toni und seiner Mutter zurück zu ihrem Haus.

«Und du weißt wirklich nicht, was mit Benno geschehen ist?»

Toni verneinte genauso knapp und emotionslos, wie er es auch während des Verhörs getan hatte.

«Na gut. Der Kommissar hat mir gesagt, dass die Habseligkeiten von Francesco Santoro in den nächsten Tagen abgeholt werden. Ich komme morgen wieder vorbei.»

Damit wandte sich der Pater um und stieg in seinen klapp-

rigen Wagen. Toni wusste, dass er ihm nicht glaubte. Aber das machte nichts. Vielleicht war das seinen Plänen sogar zuträglich. Nach allem was Toni wusste, waren immer noch Trupps aus Eltern, Schülern und hilfsbereiten Dritten auf der Suche nach Benno.

In den nächsten beiden Tagen besuchte Toni nicht den Unterricht, sondern blieb im Haus, um Azraels Arbeitszimmer zu untersuchen. Die Bücher, die er dort fand, faszinierten ihn im höchsten Maße. Fiebernd las er eines nach dem anderen, machte sich Notizen, schrieb ganze Kapitel ab, die ihm besonders interessant vorkamen.

Er war so sehr in die okkulten Schriften vertieft, so sehr von ihnen gefangen, dass er gar nicht bemerkte, dass seine Mutter nichts tat, als apathisch auf ihrem Bett zu liegen. Das Dunkle und Geheimnisvolle, die seltsamen Philosophien und Ansichten in den Werken, aus denen Azraels Bibliothek bestand, nahmen ihn vollständig in Beschlag. So sehr, dass er in der Nacht des zweiten Tages seiner Studien gar nicht bemerkte, wie leise die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde.

Am Morgen des dritten Tages, zur Zeit der großen Pause klopfte es und er erwachte, den Kopf auf Seite einhundertneunundvierzig von LaVeys «Die satanischen Essays».

Als er widerwillig die Treppe hinunterstieg, um zu sehen,

wer ihn störte, war es der Pater, der an seine Tür geklopft hatte.

Toni stellte fest, dass die Sorgenfalten in dessen Gesicht noch deutlich tiefer geworden waren, als der Mann ihm mit gebrochener Stimme erklärte, dass seine Mutter im See ertrunken war.

Verwundert bemerkte Toni, dass die behutsam gesprochenen Worte und der fürsorgliche, besorgte Blick des Paters nichts in ihm auslösten außer Widerwillen gegen diesen Mann und alles, wofür er stand.

Ekelhaft.

Dennoch willigte Toni ein paar Tage später, nach der Beerdigung seiner Mutter ein, in das kleine Häuschen des Paters zu ziehen und mit ihm zu leben, bis er die Volljährigkeit erreichen würde.

Es kam Toni vor wie der größte, nein, der großartigste Streich, der jemals von einem Kind in seinem Alter ausgeheckt worden war: Den braven Jungen zu spielen, während der Pater ihm Lektionen angedeihen ließ, die ihn zu einem guten Opferlamm machen sollten. Einzig den Verlust von Azraels Bibliothek bedauerte Toni sehr. Eine Woche auf den Selbstmord seiner Mutter hin waren sie gekommen. Mit einiger Verspätung, zugegeben. Sie hatten alles mitgenommen. Aber es waren nur Bücher, sagte Toni zu sich selbst. Er wür-

de sich neue besorgen, wenn er hier fertig war. Er musste jetzt vorsichtiger sein ... jetzt, wo er unter der wohlmeinenden Bewachung des Priesters stand.

Trotzdem gelang es ihm zu einigen Gelegenheiten, sich in Nächten, in denen der, mit einem Mal deutlich gealterte, Prediger zu viel Wein zu sich genommen hatte, aus dem Haus zu schleichen und seinen letzten Streich vorzubereiten.

Es dauerte zwei Monate, bis er seine Vorbereitungen in aller Heimlichkeit getroffen hatte.

Dann beschloss er, dass es endlich an der Zeit war, den Köder auszulegen.



*In den frühen Abendstunden ereignete sich im kleinen Bergwerksstädtchen Mircin ein tragisches Unglück. In einem stillgelegten Stollen, eines von der heute insolventen Firma Monti-Farrina betriebenen Silberbergwerkes, ist es zu einer Explosion gekommen. Vermisst werden drei Knaben aus der Ortschaft sowie der Pfarrer und Dorflehrer Bianchi. Es wird angenommen, dass sie im Stollen, den die Verunglückten im Rahmen einer privaten, unerlaubten Exkursion besucht ha-*

*ben, verschüttet wurden. Die Bergungsarbeiten sind in vollem Gange. Unsere Reporter vor Ort werden Sie auf dem Laufenden halten.'*

Falls NACHWELT 2018 dich gut unterhalten hat, würde ich mich sehr über eine kleine Bewertung freuen! :-)  
([https://www.amazon.de/review/create-review/ref=cm\\_cr\\_othr\\_d\\_wr\\_but\\_top?ie=UTF8&channel=glance-detail&asin=B08BLR9WG9](https://www.amazon.de/review/create-review/ref=cm_cr_othr_d_wr_but_top?ie=UTF8&channel=glance-detail&asin=B08BLR9WG9))

Vielen Dank! :-)

*Andere Bücher:*

NACHWELT 2030 - Im Herzen des Winters  
(<https://amzn.to/3Jnh9zm>)

NACHWELT 2030 - Hexenturm  
(<https://www.amazon.de/Hexenturm-NACHWELT-2030-Band-2-ebook/dp/B0FJG1GQ6T>)

Loopgod / Doomdog  
(<https://www.amazon.de/gp/product/B08MTY2ZMR>)

*(Horror / Hardcore)*

VHETROR 43 (<https://www.amazon.de/dp/B0DFHM1W32>)

*(Sci-Fi-Horror)*

Isiis Lied (<https://www.amazon.de/gp/product/B08MTWSRZY>)

*(Dark Fantasy)*

Der Monsterfresser  
(<https://www.amazon.de/gp/product/B07942KRV3>)

*(Western-Horror / Dark Fantasy)*

Strähnchen und der Killer  
(<https://www.amazon.de/dp/B0B353BVYS>)

*(Thriller / Crime-Serie)*

Amsel (<https://www.amazon.de/gp/product/B0B2TQ24PG>)

Drossel (<https://www.amazon.de/gp/product/B0B33R87YW>)

**Fink** (<https://www.amazon.de/gp/product/B0BCZTF926>)

Dank gebührt Locke und C.K.

Hier noch ein paar Infos/Links rund um meine Projekte:

**HOMEPAGE** (<https://bloodword.com/>)

**FACEBOOK** (<https://www.facebook.com/GeorgBruckmann>)

Lesungen und anderes

**YOUTUBE** (<https://www.youtube.com/user/Nachwelt2018>)

Mehr Bücher

**AMAZON**  
(<https://www.amazon.de/Georg-Bruckmann/e/B00WXIR5D2>)

*Copyright: Georg Bruckmann 2017. Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeiten mit lebenden oder realen Personen sind rein zufällig.ervielfältigungen bedürfen, unabhängig vom Medium, des schriftlichen Einverständnisses des Autors.*

Georg Bruckmann c/o Werneburg Internet Marketing und Publikations-Service, Philipp-Kühner-Straße 2, 99817 Eisenach